

Land

Anstatt auf rauhen Stegen - auf glückumblühten
Wegen - zu eurem Herd zu gehn - Seh ich auf
Trottoaren - Euch fein ins Klend fahren - auf
scheusliche Chossen - schussgrad zugrundegehn .

"Erst übe-be-berlegen - nachher i-ist noch Zeit -
dann will ich mich schon regen !

Ha-hab ich erst die Sachen in Si-si-sicherheit,
dann will ich es schon machen" ! -

Das sind die Stotterseelen;"dann" ist ihr Lieblingswort,
sie schleichen und sie stehlen sich aus dem Dasein fort,
Sie stolpern durch die Städte,verpicket und verpackt,
"Ach,wenn ich hä-hä-hätte!" das ist ihr Stolpertakt .

Du aber,mein Geselle,Du bist von anderm Schlag :

Du lebest auf der Stelle mit Deinem heitern Tag,
gehst mit dem Geist der Erde,obs grauet oder blaut -

ha,lachend der Beschwerde,ne rechte Wetterhaut !

Du willst Dich nit verkriechen,willst in der Sicherheit
nit dumm und dumpf versiechen : Du liebst den heiligen Streit,
Du liebst des Schicksals Hiebe,trägt sie auf muntrem Rück !

Haha,Du liebst die Liebe - das Überwindeglück !

Du kommst daher,geboren,Du steckst in keinem Sack !

Haha,Du bist verloren

dem Stotterstädterpack !

Huh - ihr Städte die die Seele morden - fahret hinn

ihr seid mir - - - Brrr - geworden ! -

Wollte - denket - wollte "Luft" schon sagen - aber Hahah

meines Lebens Luft - wo hinein des Herzens Triebe
schlagen - seine lichtfroh wilden Wipfel wagen

ist erfüllt von einem andern Duft - - Haa

da kann ich heilig wildrfroh wohlten - wälderwürzig

tiefen Athem holen .

Anstatt auf rauhen Stegen - auf glückumblühten
Wegen - zu eurem Herd zu gehn - Seh ich auf
Trottoaren - Euch fein ins Elend fahren - auf
scheusliche Chossen - schussgrad zugrundegehn .

"Erst übe-be-berlegen - nachher i-ist noch Zeit -
dann will ich mich schon regen !

Ha-hab ich erst die Sachen in Si-si-sicherheit,
dann will ich es schon machen" ! -

Das sind die Stotterseelen;"dann" ist ihr Lieblingswort,
sie schleichen und sie stehlen sich aus dem Dasein fort,
Sie stolpern durch die Städte,verpicket und verpackt,
"Ach,wenn ich hä-hä-hätte!" das ist ihr Stolpertakt .

Du aber,mein Geselle,Du bist von anderm Schlag :

Du lebest auf der Stelle mit Deinem heitern Tag,
gehst mit dem Geist der Erde,obs grauet oder blaut -

ha,lachend der Beschwerde,ne rechte Wetterhaut !

Du willst Dich nit verkriechen,willst in der Sicherheit
nit dumm und dumpf versiechen : Du liebst den heiligen Streit,
Du liebst des Schicksals Hiebe,trägt sie auf muntrem Rück !

Haha,Du liebst die Liebe - das Überwindeglück !

Du kommst daher,geboren,Du steckst in keinem Sachß !

Haha,Du bist verloren

dem Stotterstädterpack !

Huh - ihr Städte die die Seele morden - fahret hinn

ihr seid mir - - - Brrr - geworden ! -

Wollte - denket - wollte "Luft" schon sagen - aber Hahah

meines Lebens Luft - wo hinein des Herzens Triebe
schlagen - seine lichtfroh wilden Wipfel wagen

ist erfüllt von einem andern Duft - - Haa

da kann ich heilig wildrfroh wohlten - wälderwürzig
tiefen Athem holen .

Anstatt auf rauhen Stegen - auf glückumblühten
Wegen - zu eurem Herd zu gehn - Seh ich auf
Trottoaren - Euch fein ins Elend fahren - auf
scheusliche Chossen - schussgrad zugrundegehn .

"Erst übe-be-berlegen - nachher i-ist noch Zeit -
dann will ich mich schon regen !

Ha-hab ich erst die Sachen in Si-si-sicherheit,
dann will ich es schon machen" ! -

Das sind die Stotterseelen;"dann" ist ihr Lieblingswort,
sie schleichen und sie stehlen sich aus dem Dasein fort,
Sie stolpern durch die Städte,verpicket und verpackt,
"Ach,wenn ich hä-hä-hätte!" das ist ihr Stolpertakt .

Du aber,mein Geselle,Du bist von anderm Schlag :

Du lebest auf der Stelle mit Deinem heitern Tag,
gehst mit dem Geist der Erde,obs grauet oder blaut -

ha,lachend der Beschwerde,ne rechte Wetterhaut !

Du willst Dich nit verkriechen,willst in der Sicherheit
nit dumm und dumpf versiechen : Du liebst den heiligen Streit,
Du liebst des Schicksals Hiebe,trägt sie auf muntrem Rück !

Haha,Du liebst die Liebe - das Überwindeglück !

Du kommst daher,geboren,Du steckst in keinem Sacß !

Haha,Du bist verloren

dem Stotterstädterpack !

Huh - ihr Städte die die Seele morden - fahret hinn

ihr seid mir - - - Brrr - geworden ! -

Wollte - denket - wollte "Luft" schon sagen - aber Hahah

meines Lebens Luft - wo hinein des Herzens Triebe
schlagen - seine lichtfroh wilden Wipfel wagen

ist erfüllt von einem andern Duft - - Haa

da kann ich heilig wildrfroh wohlten - wälderwürzig

tiefen Athem holen .

Stättig stapft der Tod daher - rappend durch die Gassen -
schreit Er seine Lösung :- "Mehr" - Mehr Gedränge, mehr Verke
Ha, mehr Haat - mehr Haasen ! -- Aber langsam wie der Baum -
voll urfließigen Weben - voll Geruhgerinneraum - mühlilig
wachsend wie im Traum - **landsam fließt das Leben .**

Freund - Wir müssen Uns entscheiden - eh Wir völlig lahm :
Landwärts - offen allen Beiden - Erdenweh und
Erdenweiden - - Stadtwärts - in den Glücksucht-
gram. - Hier ein tragelustig Leben - hinter all
der feigen Haat - dort ein bängliches Verbeben

in des Truges Ärgster Last.
Dort "Comfort" - und hier "Bei-Kraft" - denn bei
Notwendigkeitsbeschäft. **U d e r s c h a f t .**

Alles-in-Ordnung wo voll Tieferquick ³⁶
sich Baum-Tier-Mensch voll eigenechtem Thon sich treufreih
schickt in Weltorgans Wildheilorchestrion - - -
Hah - Ordnung jah in jedem Staub und Stein
wo landverwandt ich, du Gesell mit Notnatur
fallwallen
durch Wälder, Felder, Sternendoms Wallhallen
dem Hirt verwandt im
ewgen Allverein - - -
Auch in der Rappelzappel Stlper-
stotterstadt
wo Einer nur gnug Gottnatur,
gnug Herr,
gnug Land in seinem laib
Leibe hat
G+

Im L A N D ein Leben blühe.

Willst du nit stürzen, stranden und
scheitern ,Menschenwelt -
Dann komm und lass uns landen, heimfalln wie's Uns
gefällt.

+
Noch quillet Ursprung - Wildheil quellt -
Heil Dir - du lahmgezügelmte Welt!

+
Aus Urwald - unwirtlich undurchwohnt - durch
kaltkahle Steppen und Städte - zum
Gartwald - wildschön vom Menschen geschont.

+
Quaal würgt die Welt - wo Wald
verfällt - W a l d a u f ! und
unser Heilborn quellt.

+
Wer das vieh hat in Gebrauch - den gebzaucht das
viehzeug auch - und man weiss nit wo - und - wie -
plötzlich-ist man selbst ein vieh - -

+
Mehr Land! Wir haben zu wenig. - Nur tiefer - Wir haben genug.

+
Dort - Nuss vermöbeln - Landschaft schänden - und als
Möbelmops verenden.- Hier - in wuchtgen Nussbaumhainen
leben, Erdstern-Menschen-schön.

+
Wollt Ihr baldigst hier verschwinden - zum Ge-
schwinden haltet nur -: In fabriken müsst ihr
purzeln - statt getrost im Land zu wurtzeln -
Statt als Wanderer fromm zu reisen - rasen
auf der Bahn von Eisen.- In der Geschwindindustrie
Euch schinden - Oh - so könnt ihr bald verschwinden.

+
Tierschändung = Menscherniedrigung - rierachtung = Menscherhebung.

+
Land hat in sich der Kamerad - als allerbeste
Gaben - - Und wer nit Mut zur Musse hat - in
Dem feig hetzehatzt die Stadt - kann hier sich
schwehrlich laben = Jah - Gab hier Dem der's landsam
schluckt - Ders stadtrich schlingt Gift dass Er spuckt.

+
Bracht Weltklugheit uns auf den Schund - getrost - getrost -
Waldweisheit lacht uns wieder froh und urgesund! ML62

+

H O H E I H N O -

wollts lieber schrein als schreiben, wollts jubeln laut :
SCHAUT, SCHAUT, DIE WALDGEMEINDE? SCHAUT VOLL BLÜHEM TREIBEN
WIE FREI? WIE WOHLGEMUT? WIE WOHLGEBAUT - ! -

Und wir, wir Knöpfe, Tröpfe, steckenbleiben
als Solletrolln in banger Sünderhaut?

Hah - bleib - wers - mag -

ICH FALL MAL DURCH IN DEN LEBENDGEN TAG !

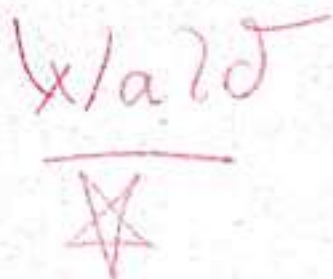
Denn nah, allda, weltfern dem Spott vom Herregott,
dem Wolkenkuckucksheimer,
wohnt Herzgottheiterkeit, der, die, das, Weltdurchkeimer,
allzeit bereit wildqueck und kühn,
- wo - wir - nur - treu - nur - traun -
wie mit Freund Widuwald mit
Uns zu blühn !

Horch der Wald - hörst Du Ihn singen - welch
ein sonnengoldner Laut - welch ein liebeseelig
Schwingen - wie das in die Lüfte thaut ! -
Horch, aus wuchtiglichen Buchen, raunerauscht sein
grüner Spruch :

Leben - Brüder - heisst versuchen - "Wage !" -
begsteht im Lebensbuch, + Raus ihr trübbetrognen
städter aus dem grauen Elendhaus ! - Horch -
es rauscht das Waldgeblätter - uns ein tausend-
stimmig - **Rrraus !**

Wo Menschling hintritt, o Grauen - mit eiserner
Vergewalt - da wird es öd in den Auen -
und kalt - da muss die Heimat verderben - muss
Lust und Liebe ersterben - denn nieder tritt Er
den Wald -

Doch - wo wir hinter dem Grauen - so wieder dem
Grünen gesellt - in stillgewaltigem Trauen -
die Gärten - die Hütten bauen - Da
tritt der Mensch in die Welt.



Quaal würgt die -elt - wo Wald
verfällt - Waldauf ! und
unser Heilborn quellt.



+

Aus der Stadt kam ich gegangen - aus der Stadt der
todesbängen - suchend nach des Lebens Licht. - Ihrer
Lehrer kalte Lehren - taten mir das Herz beschwehren
Licht und Leben - ward mir nicht. - - - Wald -
mit deinen Blumenauen - wilder Freund - so heilig grün -
ha - wie lieb ich dich zu schauen ! - Deine frohen Wipfel
ragen - regen sich voll Urbehagen - singend in die
goldne Frühn - - - Deine - Weisheit wollt ich sehen -
Deinen Sinn lehr mich verstehen. - - - O du Narr !

"Sei treu im Kleinen"

und mein Sinn wird Dir erscheinen - statt mit Fragen
dich zu trüben - geh - dein Leben treu zu üben - würdig groß
dich zu erheben - musst du dich nur voll und ganz
muttertreu dem Kleinsten geben .

+

Komm - folg dem Baume, der ins Blaue wallt -
sein Trieb urjung - sein Stamm urahnenalt - .

"Ein grüner Held"

So ragt Er in das Licht - ein sturmgeboren
erdenfroh Gedicht - entquollen uralteuwigem (aus uröwigem)
Grund - tut Er des Lebens Sinn uns kund :

"Baum -

"Aus dunklem Grund leichtleucht zur Sonnen wallen -
aus leichtem Licht schwehrscharz zur Erden fallen -

In ewgem Ring -: Baum - bau um !"

+

In fernen Waldes Grunde ward mir gar traute Kunde
Oh was ich da geschaut
Ein Hüttlein sah ich liegen in seiner wilden Wiegen
gar wonnig eingebaut

Aus sonnger Kindheit Auen durch wüster Städte Grauen
unheimlich kahl und kalt
auf kaum beschrittnen Wegen auf wurzelknorrgen Stegen
kam ich zu ihm gwallt

Was hab ich da genossen an prächtiglichen Grohsen
an lauter Herrlichkeit
wie dieses Hüttleins Stille in anspruchsloser Hülle
hat mich noch nichts erfreut

Es ruhtbals wie ein Kinde im Arm der Mutter linde
von Sonnenstrahl unkost
in wuchtger Felsen Schutze dem Wetterstrahl zum Trutze
dem Mensdhenkind zum Trost

Zum Hüttlein schritt ich leise in ehrfurchtsvoller Weise
es näher zu besehn
O da nach langem Harne ist wunderlichte warmw
Herzwonne mir geschehn

Inmitt dem Hüttlein drinnen sah ich ein Mägdlein spinnen
dabei sang sie ein Lied
Sie sahs wohl wie ich härte doch nichts kein Andres störte
ihr einig Weltgemüth

Urgroße Welt voll zehnter Lier 34

Ob Deinem Dunkelwipfelmeer/kreist mit der Sterne ewigen Heer 29
der neue Mond die Funkelbahnen/und mich durchschauert heiliges Ahnen
warhelt erquillts erweilt erwallt

Dein Wort:Urweltenwald:

"Nur einsenk Wir"

Wir nur leben,also schenk

DEin höchster Sehnen tiefstes Träumen

Dein Kernes Kern - so kann er keimen

Er wartet stille Stund um Stund/dass Du ihn senkest in den Grund

Ganz leise dann ganz unbewusst/löst tief sich Deine Wurzellust

So fromm Du uns anheingegeben/so froh ergrünt Dein Wurzelweben

Getrost hinein in Deinen Schoos

und Du kannst wachsen Freund bist grohs

willst Du ohn sündiges Bedenken/Dein Sonderstücklein ^{schenken} ganz uns

Ich zög're nicht,dadrein pochts still:

O Weltengrund - ich will ich will!

*Kommen, mit der Seele Schwärzen
ins All Dich anzufragen
furchtlos Menschenkind!*

Kommen, mit Begattungsschwärzen.

*alt. wsg. Anzettelung d.
L.H. Dorschner K. Vexierspiegel. Vol. Kunen
And. J. ... Köln, ob. ...
... "Das grüne Manifest"*

Pedro de Jua. ca 1160

Drucker zw. u. Zeit. Nr. 12/15

Professor A. Seifert.

Post Office Lands Office.

Dozdale, Nr. 43 24-30.01.52

Zur Heimart

hinterm Maschienenengraus

von enterdet entarteter

zu Lebensart

Civilisation

Erdsternwürdig

vom alles Überraschend - 8d
rasierenden Weltverkehr

+ zu Heimaten, Heimaten - Inseln
- Oasen der Stille - soll uns der
Mensch erblühen.

von Instrumenteninsekten
zur urtreuen Menschenart.

Mit Urohsbetrieb die
Lust und Lieb vertreiben.

"Es war einmal" - wird man
auch davon schreiben.

Ganz wie Wir wollen :

dem technischen Schabernak
weiter auf den Leim gehn. -

+ oder Allheim gehn -
heim in die Kraft.

mit Technikspielereien
unser Heimglück verscherzen -

+ uns aufmachen zum frohen
Selbstnotwend-Heimatspiel.

Dort

Fabrikprodukte, so
glänzend wie schaal -

+ Hier hausbacken bucklig
vergnügen.

schusslich scheusliche
Geschwindustrée

+ Hier, Handwerk, schön
weil beschaulich -

Dort Fabrikgripps, Leutschreck+
Nimmerzhaus -

Hier - Heimwerk - Urschneck
Immerzhaus -

v. der Menschaltstellenden
Mördrin Maschien. -

+ zum Abstellen des Ungeheuers,
damit's wieder warm ums Herze wird.

von der versprengung des Men- +
schen durch technisch Saltomortale

zu seiner urbehaglich Herzaupt-
handelnden Allgegenwart.

von all den grausamen Scherzen +
des Maschinismuss und andrer
Ismusungetüme -

zur Hochzeit von Hirn und
Herzen, und alles wird
gut.

Dort - höfflicher "Freundchen"
südsüsslicher Sohlamm

+ Hier freundliche Ringer
vom Nordlandstamm

Dorthin Ihr Südler
ihr Sudler -

Hier - Nordens ord-
nende Art +

Zum

"Tier"

L A N D

1) T I e r .

a)

Wer im Tier, im Busch, im Steine...
Zink! - Grühs di mei Finkerl..
Totenstille liegt der Weiher..
Da kuck mir mal das Mücklein an...
Witschirit - zwitschirit...
Es märzt im Land...
Ich hab nen vogel, gääubs Gesell..

Kiwit, brrring die mit, i bitt...

Hei, ein Ross im Galopp - rabe rrapp raboropp,
daher, durch die blühende Heide!
Die ruckende Kraft, so ruhig gestrafft,
zu schauen - oh wahrliche Weide!
Ha, du rassiges Ross, du des Menschen Genoss,
wann schämt vor dir sich der Plumpo,
und schreitet gleich Dir, schlankkräftig herfür,
aus all dem Krümergelumpe?!

O

Tierlein ihr, und ihr oh Pflanzen, wohnend in dem Wonneganzem,
bitt ich bitt,
helft auch uns, den Zweifelswunden, unsern zweckeywanken Tritt
heilen, in der rundgesunden,
der urmütterlichen Mitt - + (rlieg!)

+
Seltsam und schön! - Wohl wert es hier zu künden:
Da stand ein Hund, durch durch ein einzger Ruck -
sah ihn im Geist in seinen Urweltgründen ---
Hah, auch in mir solch lebge Ganzheit bünden,
so "hingeegebne" - ja, das wär genug!
Und - weiter schreit ich in Gedankenwonnen
so dreissig Schritt, da rennt ein Knab vorbei:
"H i n n g a b e !"
ruft er, und ist schon entronnen -
ich aber, hah, ich hab ein Glück gewonnen:
"Der Hinngegebne nur -
lebt grohs, lebt freih!"

+

Der Igel ist ein stachlig Tier,
der Maulwurf ist wie Seiden,
und beide können nichts dafür.
Jetzt bitte, wer entscheidet hier,
wer besser von den beiden?
Ein jedes Tier - und Jedermann
ist grad so gut, als wie er kann.

3buch Leben

+

Tiere als Lebensretter

Kanari bringt Stieglitz Räson bei

Daß Tiere einander gegenseitig das Leben retten, ist keine Seltenheit, sogar wenn es sich um ganz verschiedene Arten handelt. Eine Katze hatte vier Junge geworfen, und der Besitzer ließ drei der neugeborenen Tiere in den Fluß werfen. Zwei der Kätzchen sanken sofort unter, das dritte, etwas kräftigere vermochte sich über Wasser zu halten. Durch sein jämmerliches Miauen angelockt, eilte eine Hündin herbei, sprang ins Wasser, packte das Kätzchen, schleppte es ans Ufer und brachte es zu ihren eigenen Jungen. Sie übernahm die Pflege und Ernährung des hilflosen kleinen Tieres, bis es erwachsen war.

An der Elbe in Dresden ereignete sich einmal folgender Vorgang. Ein paar Jungen fanden nahe am Ufer einen kranken Hund und warfen ihn in den Fluß. Der Hund war bereits so schwach, daß er nicht mehr schwimmen konnte und gewiß ertrunken wäre, aber in diesem Augenblick stürzte sich ein riesiger Neufundländer, der einem Schiffer gehörte, in die Fluten, packte den hilflosen Artgenossen im Nacken und brachte ihn ans Ufer. Hier wandte er sich knurrend und zähnefletschend gegen die Buben, die eiligst die Flucht ergriffen.

Ein holsteinischer Gutsbesitzer fand eines Tages unter

einem Apfelbaum einen eben ausgekrochenen Stieglitz, der wahrscheinlich aus dem Nest gefallen war. Er nahm das Vögelchen mit nach Hause und legte es in einen Vogelkäfig, in dem sich ein Kanarienvogel und ein Stieglitz befanden. Der kleine Stieglitz begann bald jämmerlich zu piepsen, aber der große Stieglitz kümmerte sich gar nicht um ihn, während der Kanarienvogel zum Futternapf sprang und dem jungen Vögelchen Nahrung zutrug. Die Anwesenheit eines Vogels anderer Art erschreckte jedoch wahrscheinlich den kleinen Nestling, der sich bei jeder Annäherung des Kanarienvogels ängstlich verkroch. Wenn er dann wieder den großen Stieglitz sah, begann er von neuem kläglich zu piepen, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der große Stieglitz blieb aber ungerührt.

Da kam es zu einer wunderlichen Szene. Es war, als ob der Kanarienvogel verstanden hätte, daß das kleine Vögelchen nur von einem Vogel seiner Art gefüttert sein wollte. Er flog auf den großen Stieglitz zu und versetzte ihm mit seinem Schnabel solange Hiebe, bis jener schließlich seiner Pflicht nachkam und den kleinen Artgenossen fütterte, der nun prächtig heranwuchs und als Dritter im Käfig verblieb.

ft.

12. Ein junges Pony

Die Ponymutter steht neben der Stallwand und wendet ihren schwarzen Kopf in der Sonne. Ganz selten bewegt sich das Tier, neigt dann den Kopf noch etwas tiefer, scharrt wohl einmal mit dem Vorderhuf oder gerückt sich widerwärtig dem langen Schweif um die Flanken, weil eine Fliege gar zu frech geworden ist. Im Stehen schlüft die kleine Stute.

Von Temperament keine Spur; um so mehr aber zeigt sich das Blut der Shetland-Ponys bei dem Gälten, das mich anspringt, sobald ich die Futtertröge geöffnet habe. Wie ein Teufel prescht der münegraue Knieps

— 33 —

über die Wiese, schüttelt seinen dicken Kopf, reißt hinten aus, kommt ganz dicht zu mir, prustend und schmandend; ja er stellt sich fast senkrecht hoch, wie ein Färkuspferd mit angezogenen Vorderbeinen.

Die Parade dauert nur einen Augenblick. Wieder saust der Bursche davon, umkreist mich in tohendem Spieltrieb, so daß bald die Stirnlocke, halb der wollige, buschige, breite Schweif mich berühren, jagt plötzlich tief ins Gelände zur Mutter, schenkt sie aus ihrer Schlafversunkenheit, ist schon wieder unterwegs, segt in weitem Bogen zu meinem Standort zurück und landet betnahe auf dem Kopf; so stümisch und hoch feuern die Hufe hinten aus.

Doch jetzt habe ich den Wildfang endlich gepackt, umhalse ihn mit beiden Armen und muß mich dabei gehörig bücken, denn seine Rückenhöhe beträgt kaum mehr als sechzig Zentimeter.

Zudem ist auch hier ein Zaudermittel; dafür darf der Mensch sogar das Plüschfell krauen und eifrig mahlen die gelben Ponyzähne gegeneinander. Als in der Fütterung eine Pause eintritt, weil schließlich auch die Mutter belohnt werden muß, nachdem sie bedächtigen Schritts herangetrottet kam, — als dem Gälten die Wartezeit zu lang erschien und Schnuppern und Scharren gar nicht helfen wollten, da stupste es erst seine Mutter von unten her mit dem Kopf und biß dann gar nicht sanft in meine Stiefelspitze, wüthete und belogte belündigt davon.

Wie herrlich für das kleine Tier, im Gras sich zu wälzen, den Nacken am rauhen Strich zu scheuern! Aber der nächste Augenblick bringt neues Gelüste: Kopf herum und Körper hoch, schon wirbeln die Hufe im federnden Galopp; man rückt sich auf der Stelle zweimal im Kreis, jagt weiter, bleibt unvermittelt stehen, rauft ganz manierlich etwas Gras, bockt und springt in die Luft: ein Temperament, das sich selber überbietet.

Zuweilen sehe ich im Vorüberfahren das milchige Weiß des Augenspiems blitzen. Das ist ein schöner Gegensatz zu dem dunklen Kopf mit seiner Mähnenbüsche.

Und schon ist auch das verhaltene Lauschen, wenn der Ponyhengst im Nachhatschege ansetzt. Wie aus Stein gemauert steht dann das Kind. Beide Ohren sind starr aufgerichtet, die Rammnase windet, und jeder Muskel ist gestreckt am feinen Körper.

Paul Zippor

23. Der Araber und sein Ross

Ein türkischer Kavalleriegeneral, Dano-Pascha zu Mardin, stand schon seit langem in Unterhandlung mit einem arabischen Stamme wegen einer edlen Stute; endlich einigte man sich zu dem Preise von sechzig Beuteln oder nahe an zweitausend Talern. Zur verabredeten Stunde trifft der Häuptling des Stammes mit seiner Stute im Hofe des Paschas ein; dieser versucht noch zu handeln, aber der Scheikh erwidert stolz, daß er nicht einen Para herablasse. Verdrießlich wirft der Türke ihm die Summe hin mit der Äußerung, daß dreißigtausend Piafter ein unerhörter Preis für ein Pferd sei. Der Araber blidt ihn schweigend an und bindet das Geld ganz ruhig in seinen weißen Mantel, dann steigt er in den Hof hinab, um Abschied von seinem Tiere zu nehmen; er spricht ihm arabische Worte ins Ohr, streicht ihm über Stirn und Augen, untersucht die Hufe und schreitet bedächtig und musternd rings um das aufmerksame Tier. Plötzlich schwingt er sich auf den nackten Rücken des Pferdes, welches augenblicklich vorwärts und zum Hofe hinauschießt.

In der Regel stehen hier die Pferde tags und nachts mit dem Palan oder Sattel aus Filzdecken. Jeder vornehme Mann hat wenigstens ein oder zwei Pferde im Stall bereit, die nur gezäumt zu werden brauchen, um sie zu besteigen; die Araber aber reiten ganz ohne Zaum, der Halfterstrick dient, um das Pferd anzuhalten, ein leiser Schlag mit der flachen Hand auf den Hals, es links oder rechts zu lenken. Es dauerte denn auch nur wenige Augenblicke, so saßen die Ugas des Paschas im Sattel und jagten dem Flüchtling nach.

Der unbeschlagene Huf des arabischen Rosses hatte noch nie ein Steinpflaster betreten, und mit Vorsicht eilte es den holprigen, steilen Weg vom Schlosse hinunter. Die Türken hingegen galoppieren einen jähem Abhang mit scharfem Geröll hinab wie wir eine Sandhöhe hinan; die dünnen, ringsförmigen, kalt geschmiedeten Eisen schützen den Huf vor jeder Beschädigung, und die Pferde, an solche Ritze gewöhnt, machen keinen fal-

schen Tritt. Am Ausgange des Ortes haben die Agas den Scheikh beinahe schon ereilt; aber jetzt sind sie in der Ebene, der Araber ist in seinem Elemente und jagt fort in gerader Richtung, denn hier hemmen weder Graben noch Hecken, weder Flüsse noch Berge seinen Lauf. Wie ein geübter Jockey, der beim Rennen führt, kommt es dem Scheikh darauf an, nicht so schnell, sondern so langsam wie möglich zu reiten; indem er beständig nach seinen Verfolgern umblidt, hält er sich auf Schußweite von ihnen entfernt; dringen sie auf ihn ein, so beschleunigt er seine Bewegung; bleiben sie zurück, so verkürzt er die Gangart des Tieres; halten sie an, so reitet er Schritt. In dieser Art geht die Jagd fort, bis die glühende Sonnenscheibe sich gegen Abend senkt; da erst nimmt er alle Kräfte seines Rosses in Anspruch; er lehnt sich vorn über, stößt die Fersen in die Flanken des Tieres und schießt mit einem lauten Jallah! davon. Der feste Rasen erdröhnt unter dem Stampfen der kräftigen Hufe, und bald zeigt nur noch eine Staubwolke den Verfolgern die Richtung an, in welcher der Araber entfloh. Hier, wo die Sonnenscheibe fast senkrecht zum Horizont hinabsteigt, ist die Dämmerung äußerst kurz, und bald verdeckt die Nacht jede Spur des Flüchtlings. Die Türken, ohne Lebensmittel für sich, ohne Wasser für ihre Pferde, finden sich wohl zwölf oder fünfzehn Stunden von ihrer Heimat entfernt in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Was war zu tun, als — umzukehren und dem erzürnten Herrn die unwillkommene Botschaft zu bringen, daß Roß und Reiter und Geld verloren? Erst am dritten Abend treffen sie halb tot vor Erschöpfung und Hunger mit Pferden, die sich kaum noch schleppen, in Mardin wieder ein; ihnen bleibt nur der traurige Trost, über dieses neue Beispiel von Treulosigkeit eines Arabers zu schimpfen, wobei sie jedoch genötigt sind, dem Pferde des Verräters alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und einzugestehen, daß ein solches Tier nicht leicht zu teuer bezahlt werden kann.

Am folgenden Morgen, als eben der Imam zum Frühgebet ruft, hört der Pascha Hufschlag unter seinen Fenstern, und in den Hof reitet ganz harmlos unser Scheikh. „Sidi!“ ruft er hinauf: „Herr! Willst du dein Geld oder mein Pferd?“ ...

Helmuth von Moltke

14. Krambambuli

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Gegenstände. Liebe, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er schon gehabt und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb, und unvergeßlich ist ihm nur einer gewesen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshaus zum Löwen in Wischau von einem vazierenden Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Atemzuge. Dem Herrn des schönen Tieres, der am Tische vor einem geleerten Brantweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar und gelbem, spärlichem Barte. Der Jägerrock, vermutlich ein Überrest aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er Platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als Pfänder ausgeliefert hatte, und daß er jetzt auch den Hund als Pfand hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden mußte, nichts hören.

Herr Hopp sagte zuerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbrantwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem Vazierenden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von demselben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muß man gestehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Tiere die Leine um den Hals legte, daß es schien, er werde mit dieser Manipulation nimmermehr zurecht kommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den trotz des schlechten Zustandes wunderbaren Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die Leine um ein paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von tauflaren, lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde, von der Klaue bis zu der feinen Witternase: die kräftige, geschmeidige Gestalt, das über jedes Lob erhabene Piedestal — vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirschkes getragen hätten und nicht viel dicker

waren als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! dieses Geschöpf mußte einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht hatte. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vagabunden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?“

Er heißt wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli“, lautete die Antwort.

„Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst gehen? Vorwärts!“ — Ja, er konnte lange rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf zu dem, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: „Marsch!“ und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, suchte sich aber immer wieder an ihn heranzudrängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Besitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt, mußte er zuletzt in einem Sack auf die Schulter geladen und so bis in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor Krambambuli, halbtot geprügelt, nach jedem Fluchtversuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er da! Keine Zunge schildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er erreichte, nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. „Dem fehlt nur die Sprache“, heißt es von anderen intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli“, wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert.

„Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen.“

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wußte er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das zahme Geflügel interessierte einen Jäger in lebendigem Zustande gar nicht und im gebratenen nicht sehr. Für Kulturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt mit dem Krambambuli sprach er von dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich, was der Besuch zu bedeuten hatte, und als die gute, schöne Dame begann: „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen . . .“ setzte er ruhig

und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Geschenk machen und sind überzeugt, mit nichts anderem soviel Ehre einlegen zu können als mit dem Krambambuli.“

„Ja, ja, lieber Hopp.“ Die Gräfin erröthete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger sicherte, tat sehr demüthig und rüßte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse bleibt, nicht jede Leine zerreißt, nicht jede Kette zerreißt oder, wenn er sie nicht zerreißen kann, sich bei den Versuchen, es zu tun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er mir nichts mehr wert.“

Die Probe wurde gemacht; aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Tiere. Vergleichlich hatte man es durch Liebe zu gewinnen, mit Strenge zu bändigen gesucht. Es biß jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusehen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubnis Gebrauch machte und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen, unermesslichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudentränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Am Abend dieses glücklichen Tages wanderten sie zusammen ins Wirthshaus. Der Jäger spielte Tarock mit dem Doktor und mit dem Verwalter, Krambambuli lag in der Ecke hinter seinem Herrn. Manchmal sah dieser sich nach ihm um, und der Hund, so tief er auch zu schlafen schien, begann augenblicklich, mit dem Schwanz auf den Boden zu klopfen, als wollt' er melden: „Präsent!“ Und wenn Hopp, sich vergehend, recht wie einen Triumphgesang das Liedchen anstimmte: „Was macht denn mein Krambambuli?“ richtete der Hund sich würdevoll und respektvoll auf, und seine hellen Augen antworteten: „Es geht ihm gut!“

Um dieselbe Zeit trieb nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subjekt sein. Den „Gelben“ nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgendeiner übel berücksichtigten Spelunke beim Brantwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen waren, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorf mehrere besaß.

Es war wohl der frechste Geselle, der jemals ehrlichen Jägermännern etwas aufzulösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine ungeheure Höhe; das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die Kleinen Leute, die bei irgendeinem unbedeutenden Waldsverel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten, als zu

anderer Zeit geschehen wäre, und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund werde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid“ vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Übel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergesslichen, bei dem Hopp das edle Weidwerk erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauen Behandlung, die er so gut wie jeder andere von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Exekution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald“ grenzte, und in der Nähe der Kulturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüte, und über diese hatte ein Duzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichelkätzchen krochen sie auf den Ästen der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die sie erwischen konnten, ab und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in Körbe, die schon mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raube gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermesslicher Wut. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschlagenem Gesicht, der andere mit ausgerecktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbleute er eigenhändig die beiden Weiber. In einer von ihnen erkannte Hopp die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben“ bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie aufs Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell — tot. Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, daß sie hierher, und zwar durch den Sumpf und das Gerölle geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranze aus Lindenblüten umflochten, einen eben solchen als Ban-

delier um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm mit Eindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Eindenblüten hineingesteckt. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, daß sie genau in den Lauf dieses Schießprügels paßte, der dem Förster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand beim Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte seinen Finger heben können, und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: — „Was hat denn der Hund?“

Krambambuli beschnüffelte den toten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es ist gerade so, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung...

„Herein“, ruft Hopp, „da herein!“ Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an und — wie der Jäger sich auszudrücken pflegt — sagt ihm: „Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst du denn nichts? Riechst du denn nichts? ... O lieber Herr, schau' doch! Riech doch! O Herr, komm! Daher komm! ...“ und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: „Folgst du mir?“ zu der Leiche zurück und fängt an, das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken, und allerlei Vermutungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustecken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er getan hat, unberührt liegen zu lassen und seiner Wege — das heißt in dem Fall recte zu Gericht — zu gehen, so tut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geschehen und alle förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze Tag und auch noch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, ehe er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

„Mein Hund“, spricht er, „jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen; jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt? — Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja! Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt ... Ich, hoho! ... Ich werd' meinen Hund hineinbringen in die Geschichte ... Das könnt' mir einfallen!“ Er beugte sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knien saß, drückte die Wange an den Kopf des Tieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei sumimte er: „Was macht denn mein Krambambuli?“, bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Untat zurück-

jagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruhig und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells herum.

Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum erstenmal ein paar Stunden lang an etwas anderes gedacht als an seine Rache und sich im „Grafenwald“ mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg ein, quer durch den Wald, gegen die Kulturen in der Nähe des Lindenrondells. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswerthes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glogte eine Stelle des Zaunes an. Oh! dachte Hopp, wart' Kerl, wenn du's bist! trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seines Gewehres. Wie rasend pochte ihm das Herz, und der ohnehin kurze Atem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich, Gottes Wunder! — durch den Zaun „der Gelbe“ auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hingen an seiner Weidtasche und auf seiner Schulter am bekannten Juchtenriemen der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion gewesen, den Rader niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig und schreit: „Gib dich, Vermaledeiter!“ Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer ... All ihr Heiligen — ein sauberes Feuer! Die Flinte knackst, anstatt zu knallen. Sie hat zu lange mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht! So sieht das Sterben aus! denkt der Alte. Doch nein — er ist heil, sein Hut nur fliegt, von Schrotten durchlöchert, ins Gras.

Der andere hat auch kein Glück; das war der letzte Schuß in seinem Gewehr, und zum nächsten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche ...

„Paß an!“ ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: „Paß an!“ und: „Herein, zu mir! Herein, Krambambuli!“ lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme ...

Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp, und der Hund macht kehrt, „der Gelbe“ pfeift, und der Hund macht wieder kehrt und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt ...

Zuletzt hat das arme Tier den trostlos unnötigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den

Kopf emporgehoben, als rief es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, frucht es — seinem ersten Herrn zu.

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch „der Gelbe“ hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Schüsse fallen. Der Jäger trifft, der Wildschütz fehlt.

Warum? Weil er — vom Hunde mit stürmischer Liebkosung angesprungen — gezußt hat im Augenblick des Losdrückens. „Bestie!“ zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug. denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad' bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt von neuem. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, leucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines toten ein lebendiger gewesen wäre.

„Weißt du, für wen das Blei gehört?“

„Ich kann es mir denken.“

„Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuvergessene Kanaille!“

„Ja, Herr, jawohl.“

„Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an dir.“

„Begreiflich, Herr“, und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein kurzes Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Wer könnte ein Geschöpf niederknallen, das einen so ansieht? Herr Hopp murmelt ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andere, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise und setzte sich wieder aufrecht neben den Toten hin. So fand ihn die gerichtliche Kommission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: „Das ist ja Ihr Hund.“ „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen“, antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. — Was half's? Sie kam doch heraus; denn als die Leiche auf den Wagen geladen war und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanz hinterher. Unweit der Totenkammer, in der „der Gelbe“ lag, sah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt und rief ihm zu: „Geh nach Hause!“ — Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon,

wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dorthin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelett abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriß ihm gierig das Stück harten Brotes, an dem es nagte. Das Kind blieb starr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entfloh.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese am Waldessaum den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend — der Treueste der Treuen, herrenlos!

Der Jäger schlug den Laden zu und ging zu Bett. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster — der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben, und wieder fand er sie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei! ... Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. — Ich hol' ihn heim, dachte er und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluß.

Beim ersten Morgengrauen war er angekleidet, befahl seiner Alten, mit dem Mittagessen nicht auf ihn zu warten, und spudete sich hinweg. Wie er aber aus dem Hause trat, stieß sein Fuß an den, den er in der Ferne zu suchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überschreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Jäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken, intonierte er dann sein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam . . .“ Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Schad' um den Hund!“

Marie von Ebner-Eschenbach

Eugen Diederichs' Blätter zur neuen Zeit

Nr. 12/13

Preis 30 Pf.

Jena

Das grüne Manifest

Die alte Generalidee

Bürger und Bürgerinnen!

Kein großes Volk kann wirklich klein sein.
Kein großes Volk kann lange zweiter Klasse leben.
Kein großes Volk kann ohne tragende Idee sein.

Bürger, was war?

Eine alte Daseinsidee. Die des vorigen Jahrhunderts. Sie hieß
„Stadt“.

Die Stadt mit Industrie und Technik,
Die Stadt durch Handel und Weltwirtschaft,
Die Stadt aus Reichtum und Genuß,
Die Stadt voll Elend und Entseelung —

Diese Stadt ist tot:

Unser (Stadt-) Handel ist tot — die Schiffe sind weg.
Unsere (Stadt-) Fabriken sind tot — die Rohstoffe sind weg.
Unsere (Stadt-) Finanzen sind tot — Geld und Kredit sind weg.
Die Stadt der Interessen und Betriebe,
Die Stätte der materiellen Zivilisation,
Die alte deutsche Stadt der alten deutschen Bürgermacht
ist tot, tot, tot!

Aber auch das Schicksal der andern ist besiegelt.

Auch die Städte anderer Nationen haben abgewirtschaftet.

(Es gibt nur ein Stadtschicksal: würdig zu sterben.)

Denn auch ihnen nützen die vielen Schiffe, Hochöfen und Fabriken
nicht mehr: Alle zahlreichen Völker sind heute mit modernem Wissen
„infiert“. Alle bisher entdeckten Erdteile sind morgen mit Technik
„saturiert“. Uebermorgen versorgt die Welt sich selbst. Machtpro-
duktion und Zwangszivilisation sind Daseinsprobleme zweiten Grades
geworden.

Also ist nichts verloren.

Habt Mut, Deutsche:

Die Stadtidée des 19. Jahrhunderts war eine europäische Idee. Ihr
Sterben ist europäisches Sterben. Deutschland war es, das die moderne

Stadt der materiellen Masse in tragisch-grandiosem Siegrünge ad absurdum führte. Dieses Land opferte sich für Europa. Und dieses Land hat das Recht und die Pflicht und die Lust zu einer neuen Generalidee.
Die alte Idee hieß Stadt. Es lebe die neue,
Die Generalidee des 20. Jahrhunderts:
„Land“!

II

Der Aufstand der Jungen

Bürger und Bürgerinnen!

Wie sieht sie aus, die neue Großmacht: Land?
Was war denn uns, was war dem Städtler Land?

Erinnert euch:

Das schöne Land war uns „Freischluftbehälter“,

Das weite Land war uns die „nette Gegend“,

Das blühende Land war uns „Erweiterungszone“.

Kennt denn der Städtler Vieh, Vogel oder Blume?

Wo immer wir uns ernstlich der Erde neigten —

im Landhaus, im Kleinhaus ward es zur Force.

Land war nicht Herrlich, sondern Zeitvertreib.

Land war nicht Hingabe, sondern Abgabe.

Das Land war uns in Leib und Seele fremd.

Aber

Aus diesem Bodenspiel,

Aus dieser Stadthoffart,

Aus dieser Mischachtung von Land heraus entstand erst das, was unser

Dasein heute so unerträglich macht:

Entstand der städtische Fabrikhof — die Arbeitskaserne.

Entstand der städtische Wohnungshof — die Mietkaserne.

Entstand der städtische Vergnügungshof — die Lustkaserne.

(Selbst der Garten des Friedens — eine Totenkaserne.)

Entstand erst jene ungeliche Zusammenballung von Massen,

Entstand das Konzentrationslager alles blühenden Lebens, die Großstadt.

Aber in deren eigenem Schoße, aus eben diesem Stadtgeist heraus

erwuchs lange schon seine Reaktion.

Denkt an die große Natur-, Park- und Spielbewegung.

Denkt an die elementare Jugendbewegung.

Denkt an die allgemeine Wohn- und Arbeitsbewegung.

Denkt an all die neuen geistigen Bestrebungen, die alle zu tiefst im

Anci-Stadtdenken wurzeln!

Das war kein Späß, noch war es Zeitvertreib.

Das war frühe Revolution.

Es war Protest gegen Verdummung und Siedtum.

Es war Protest gegen Vater, Mutter und Lehrer.

Es war Protest gegen Stadtkapital und Stadterregung!

Das war der „Putsch“ der Lebten und Gefnehteten

gegen Daseins-Militarismus.

Das war geistige „Sabotage“ gegen die Dummheit: Stadt.

Die alle, wie alle lehnen dieses Dasein ab.

Die alle, wie alle lehnen die heutige Stadt ab.

Die alle, wie alle wollen Land.

„Neues Land!“

III

Wie die Stadt konserviert wird!

Bürger und Bürgerinnen!

Wer rettet die Stadt? Das Land rettet die Stadt.

Die alte Stadt kann ihr Dasein nur retten, indem sie sich mit Land durchsetzt:

Schaffe Stadmland!

Die Städtler sollen ihr eigenes Land umarmen. Hunderttausend Sektar

liegen brach: Bauland, Kasernenland, Straßenland, Oedland.

Man lege Sand darauf.

Man pflanze: Essentielle Gärten — für die stadtgebundene Jugend.

Man pflanze: Pachtgärten — für die stadtgebundenen Gärtler.

Man pflanze: Siedlungen — für die stadtgebundene Arbeit

Und pflanze: Musterghüter — für die Unversorgten.

Man pflanze!

Die gemeinsamen Gärten (5 qm auf den Kopf) sollen nicht romantisch-faulen Ziergrün, sondern arbeitsames Niebegrün sein: Sportparke, Spielplätze und Bäder (Jugendparke). Die Nutzgärten sollen nicht fliegende Pachtlappen, sondern „richtige Gärten“, beglaubigte Vorläufer von Siedlungen sein. Diese sollen Selbstversorgergärten (80 qm pro Kopf) mit allen Schikanen haben. Siedler, Pächter und Grünanteiler sollen Selbstbestimmung haben.

Kein Morgen Stadmland darf fürderhin brach sein.

Das schenkt 100000 neue Stadtergänzungen.

Das erleichtert Millionen alte Stadtergänzungen.

Das, und einiges mehr, konserviert Stadtleben. —

Und auch das:

Es sei verpönt, neue (Miete-, Arbeits- und Lust-) Kasernen zu bauen.

Es sei geboten, Flach und im Grünen zu bauen.

Es sei verpönt, alte Stadtliehungen zu verstopfen.

Es sei geboten, neue Stadtliehungen zu schlagen.

Es sei verpönt: aller Gärten-, Wohn- und Straßenraum über den eigenen Bedarf.

Boden und Verkehr seien gemeinnützig!

Es werde nicht mehr eingemeindet. Es werde ausgemeindet.

Schluss mit „Stadtergänzungen“. Freie Bahn der Länderschließung:

Schafft Landstadel! —

Das, und einiges mehr konserviert Stadtleben.

Und auch das:

Die Verjüngung der kommunalen Abfallwirtschaft,

Denn, daß aus Lumpen Kleider werden, und daß aus Schlacken Häuser

werden, und daß der Küchengehricht Maßfutter zeugt —

das wissen wir zur Not.

Aber, daß jeder Städter jährlich 1000 kg Hausabfall produziert, und daß alle Städte alljährlich 50 Millionen Tonnen Düngeerwerre produzieren — das wissen wir noch nicht.

Aber, daß unser Land indessen Hunger leidet, und daß Natur auf Dauer sich nicht spotten läßt, das müssen wir wissen. —

Die Stadt darf nicht nur nehmen vom Land,

Die Stadt muß auch geben dem Land — will sie leben vom Land.

So liebe sie!

Aber als die Stadt der Alten und Mäden.

So erlebe sie

Noch einmal die hektische Blüte der Schwindsüchtigen.

So flüchte sie

in Schuchhaft vor dem aggressiven Geist des neuen Daseins auf dem Lande.

IV

Wie das Land neu geboten wird!

Aber, Bürger und Bürgerinnen,

Auch das Land ist ja nicht bereit,

Auch das Land ist ja (sachlich) verwahrloßt.

Auch das Land ist ja (menschlich) korrumpiert.

Es war ja das Land seiner Stadt.

Es wurde abgeschlossen, statt aufgeschlossen. Die Stadt, wie selber waren schuld daran. Wir selber stießen so 10 Millionen trockene Berufsmenschen auf das Land. Wir waren es selber, die das uralte Gemeingut Land verschachtelten. Ideal und Schöpferkraft aber sog gierig auf die Stadt. Allein die Stadt.

(Das Blut der Menschheit trank Vampyr Stadt.)

So aber ward das Land vom Geist verlassen. Natur ward Unnatur. Warum?!

Warum ernährt das reiche deutsche Land nur 50 Millionen?

Warum nicht hunderte? (Leichter möglich als in China.)

Weil wir die Landkraft entblutet haben.

Weil wir die Stadtkraft vergeudet haben.

Weil wir Stadt und Land voneinander gerissen haben.

Das geht nicht mehr an.

Was heißt denn Eigentum an Grund und Boden? Auf die Bestimmung kommt es an!

Es gilt den Boden geistig zu besigen.

Schöpferisch nahe der Mensch sich der segnenden Erde.

Werft die Stadtkraft aufs Land — und ihr werdet „blaue Wunder“ erleben!

Das erste aber heißt:

Erneuerung aller Bodenkrume

Fort mit der Kunstdüngerherrschaft, die den Boden entnervt hat. Mutter Erde will Muttererde. Bereitet Humus auf dem Lande und in

der Stadt. Aller Stadtabfall dem Land. Vereinigt Stadt und Land. Wie sollen unsere „Erde“ selbst erschaffen!

Das zweite heißt:

Intensivierung aller Landwirtschaft

Denn die ist versauert! Wer klagt über Nässe und Trockenheit, im Zeitalter der Drainage- und Vertiefungstechnik? Jedem Acker automatische Bewässerung: ganz Deutschland kann von seinen Bergen her befruchtet werden. Jedem Acker Düngung durch Lehm, Mergel und Torf: ganz Deutschland kann von seinen Tälern her befruchtet werden. Mehr Arbeitskraft durch Maschinen. Reichere Erträge durch großkimerische Anbaumethoden. Neue Kulturen! (Amerika und China.) Das dritte Wunder aber heißt:

Glänzerisierung aller Kleinwirtschaft

Was, nur eine Ernte, ihr Bauern? Was, zwei kleine Erträge, ihr Scherber, Pächter und Siedler? Was, Missernten? — Aber ihr duldet ja noch schlechten Boden, raube Lage, Frost und Wind, ihr kennt noch „Klima“. Ihr mit eurem Köstung an Mauern, Glas und Heizung, mit Regenanlagen und Ledsfabrik. Laßt euch von Bulgaren und Slaven, von Genf und Paris beschämen! Drei Ernten jährlich, oder, sollte euer Anfang sein und zehn das Ziel!

Damit aber vollbringt ihr das ganze Wunder allein, welches heißt:

Die Technisierung des deutschen Bodens

Wunder und Wissenschaft zugleich und hundert bunte Fragen:

Was bedeuten uns Mais, Soja und Topinambur?

Was ist's mit den Bodenbakterien?

Was wächst doppelt mit Elektrizität und was mit Gas?

Sollen wir Tropengewürze ein- oder Gewürzkräuter ausführen?

Brauchen wir teure Kartoffelsaat?

Läßt sich Weizen — pflanzen?

Und — Steine, geben sie Humus (Drost)? —

Aber, wozu solche Frage nach dem Leben. Die Erde, sie schläft ja und

ihre Privilegierten, die schlafen ja. Erwecket sie! Erwecket das Land.

Bringt neue Masse, neuen Geist aufs Land.

Bringt die Stadt zurück zum Land.

Bereitet das Land!

V

Wie wir über-Siedeln

Nun, Bürger und Bürgerinnen, ist es soweit,

Nun beginnt die Expropriation der Städte.

Nun, Bürger, wandern wir aus!

Nicht zur Frohnarbeit in fremde Länder und Kolonien.

Nein auf unser eigenes Land, auf die alte, ewig junge Scholle!

Die Arbeit wandert aus

(Unter der Fahne: es darf nicht jeder schaffen, was er will)

Die noch nicht umgestellte Industrie — sie wartet ja auf die Umstellung der Umsteller — strebt hinaus. Strebt mit neuen gemeinnützigen Betriebsformen an die Kanäle, Flüsse und Seen.

Die Werkstätten werden hinaus, als Genossenschaften, halb-schlichtig Werk-
arbeit (allgemein), halb-schlichtig Landarbeit (für eigen) — und auch um-
gekehrt — zu betreiben.

Neue Heimarbeit werden in gründerpfeiflicher Selbstversorgung oder
geistlich-pfeiflicher Gemeinversorgung neue Daseinsformen besetzen.
Aber nicht genug damit:

Die Wohnung wandert aus

(Unter der Fahne: es kann nicht jeder bauen, wo und wie er will)

In Zukunft: Neue Wohnstätten nur noch auf dem Lande — mehr
Lust kann die alte Stadt nicht verdauen.

In Zukunft: Neue Hausstätten nur noch flach auf dem Lande — Das
Übereinanderbauen war die Wurzel alles Übels.

In Zukunft: Neue Heimstätten nur noch mit reinen Brunnen und
Trockenlosetts — die Pseudo-Stadthygiene ist mörder-
licher Notbehelf.

In Zukunft: Neue Siedlungen nur noch mit Selbstversorgergärten —
die alte Hausabfälle selbst verarbeiten.

In Zukunft: Neues Siedeln nur noch als Hülle einer neuen natür-
lichen Lebensweise

auf, mit und von dem Lande.

Aber nicht genug damit:

Verwaltung wandert aus und beschleidet sich.

Schulen wandern aus — und verjüngen sich.

Vergnügung wandert aus — und veredelt sich.

Allein unter der Fahne: Daseinsordnung ist gut, aber auf persön-
liches Dasein kommt es an.

Und das ist die Expropriation der Städte: Ein geschichtlicher Prozeß.

Denn allweil sind die gewaltigen Städte nicht erodiert noch zerstört

worden. Allweil sind sie am eigenen Überdruß kaputt gegangen.

Seht: vor hundert Jahren war ganz Deutschland noch Land.

Seht: in fünfzig Jahren wurde ganz Deutschland Stadt.

Das ist Fieber, das ist Krankheit, aber nicht Leben!

Und so opfern wir mitschichten Organisches und Gewachsenes.

Und so opfern wir mitschichten Edelsteine der Daseinskunst.

Nicht hinterlassen wir ein Verfall, Venedig oder Samarkand,

wenn wir die heutige Stadt verlassen.

Nein, wir geben nur Städtebaracken auf, schnell fertig zusammen-

gebaut, zwecks Unterbringung von Massen. Eimen schlecht verwal-

ten Steinbauten nur lassen wir im Stich, von dem wir nicht existieren

können und den wir nicht lieben können. Und der jetzt — ohne Welt-

wirtschaft — vollends ohne Hoffnung ist.

Die schnellen Städte des 19. Jahrhunderts sind ein abge-

schlossenes Kapitel.

Landflucht ist erledigt — die Stadt flieht.

Wir ziehen aus, neue Städte zu gründen.

Das wird nicht von heute auf morgen sein.

(Generationen bauen für Generationen.)

Aber wenn es geschieht, ihr Bürger,

so wird es herrlich und wunderbar sein!

VI

Ino neue Dasein!

Bürger und Bürgerinnen!

Und so sehe ich unser neues Dasein:

Sehe: viele kleine Hauslein — jeder Familie gehdrt eins.
(Neues Dasein verzehret Ansprüche.)

Sehe: viele kleine Gärtenlein — jeder Familie gehdrt eins.
(Neues Dasein vermehret Früchte.)

Sehe: natürliche Arbeitsweise — am eigenen Werk.
(Neues Dasein fordert Hand- und Kopfarbeit für alle.)

Sehe: kleinste Regierung — um der Regierten willen.
(Neues Dasein regelt sich selber.)

Sehe: höchste Erhebung — um der Erhabenen willen.
(Neues Dasein will Wallfahrt, Sonne und Spiel.)

Diese Menschen kennen keinen Daseinskampf.

Diese Menschen kennen keinen Völkerkampf.

Diese Menschen lieben einander und die schöne Welt.

Die überlebte Steinstraße hieß Sterben und Verzehren.

Die unverbrauchte Landstadt hieß Leben und Mehrten.

Ich sehe:

das Grüne Land der Jugend, der Gesundheit und des Glücks.

Das frische, jungfräuliche Land.

Aber, Bürger und Bürgerinnen,

dieses schönere Dasein kommt nicht von selbst: Es muß errungen werden!

Jeder einzelne muß (mit sich selber) kämpfen.

Jeder einzelne muß (seiner eigene Zukunft) bauen.

Jeder einzelne muß (seinem Nächsten) helfen,

helfen, Banen, Kämpfen!

Kommt ran

Ihr starken Einzelgänger

Ihr Seelischen der Naturmenschen

Ihr Jüngsten der Wandervögel und Streideutschen

Ihr Beweglichsten der Spieler und Sportler

Ihr Erfolgreichsten der Scherker und Landleute

Ihr Lustigsten der Musikanten

Ihr Künstler, Denker und Dichter

sagt an:

Schafft neues Dasein. Schafft neue Kraft. Ketter euer Land!

Schaffe Mut, Deutscher, noch ist nichts verloren.

Dein Volk wird leben,

Dein Volk wird steigen,

Dein Volk wird führen.

Hoch

Die neue Daseinsidee der Deutschen, die neue allgemeine Generalidee:

Das Land!

Leberecht Misse

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena / Gedruckt durch Robert & Gils in Leipzig

mußte zum Pionier werden. Er mußte sich seinen eigenen Weg bahnen. Er mußte sich selbst erziehen. Er mußte vom Leben lernen. Vieles, was als Dreisers Schwäche beschrieben wurde, war in Wirklichkeit seine Stärke. Dreisers Aufgabe war es, das sich wandelnde Antlitz Amerikas zu schildern. Er war dieser Aufgabe mehr als gewachsen.

Und in dieser Berufung wurde Theodore Dreiser der große Romanschriftsteller der Periode des Wachstums und der Ausbreitung des Kapitalismus, der Periode der Verstädterung des amerikanischen Lebens. In seiner Jugend war die Großstadt der mächtigste aller sozialen Magnete. Sie zog die Jugend an, die strebsame und lebenshungrige Jugend, eifrigste Jungen und schöne Mädchen. Sie zog Menschengewirte aus ganz Europa an. Einige stiegen in der Großstadt zu großem Erfolge auf. Viele, Tausende und Tausende, wurden zermalmt, vernichtet. In der Großstadt sah das Dröhnen des Hammers niemals aus. Überall geschah etwas. Und all das sah Dreiser, sah es und behielt es. Und davon erzählt er uns, mit wahrer Tiefe des Erbarmens, des Gefühls für die Daseinsbedingungen des Menschen, und zugleich mit staunender Verwunderung, mit Liebe zur Schönheit, mit Zorn beim Anblick des Elends, vor allem aber mit Objektivität.

Seine großen Bücher sind nicht nur Werke, die uns eine erschütternde Tiefe des Gefühls für die Lebensbedingungen des Menschen vermitteln. Sie versuchen auch, uns die Wahrheit zu sagen. Erfüllt von Mitleid und Erbarmen für Männer und Frauen und Kinder, verstrickt in das tragische Netz des Lebens, sind sie zugleich erbarmungslos in ihrer Schilderung des Weges, auf dem die Gewalt der Umstände den Menschen treibt, des Weges, den Veranlagung und Impulse ihn führen, und der Tendenzen der Gesellschaft, die mächtiger sind als der Wille des Menschen. Und um diesen Gemälden noch mehr Menschlichkeit zu verleihen, berichtet er auch mit traurigen Augen, mit klagender Stimme die furchtbare Bedeutung der biologischen Tragödie der Menschheit.

Theodore Dreiser starb am 28. Dezember 1945. Er war 74 Jahre alt. Sein erstes Buch, *Sister Carrie* (Schwester Carrie), das 1900 erschien und nach Ansicht vieler Kritiker sein größtes Werk ist, wurde vom Verleger, unmittelbar nachdem es aus dem Druck kam, zurückgezogen. Elf Jahre lang schrieb Dreiser keinen weiteren Roman; als sein nächstes Buch, *Jennie Gerhardt*, dann veröffentlicht wurde, begegnete es dem gleichen Haß und der gleichen Empörung, die das frühere Buch begrüßt hatten. Andere Bücher von Theodore Dreiser sind *The Genius*, *An American Tragedy* (Die amerikanische Tragödie), *The Titan* und *The Financier*. Seine letzten zwei Bücher, *The Bulwark* (Das Bollwerk) und *The Stoic* (Der Stoiker), werden in Kürze erscheinen.

Bräutigen halten sich steif wie Statuen. Walter steht; handfest, statisch und sanftblickend; er hat eine große, muskulöse Hand auf Nellies Schulter gelegt. Sie sitzt vor ihm auf einem Stuhl, im weißen Kleid mit Keulenärmeln und weitem, rüschenbesetztem Rock — dunkel, mit großen Augen. Ihre kleinen Hände halten ein Spigentaschentuch und einen Fliederstrauß. Schön sieht sie aus und intelligent. Alte Leute im Tal Augen heute noch: „Wir haben nur eine Frau gekannt, die ebenso geschickte wie hübsch war, und das war Nellie Oakes.“

Nellie starb, als ihr zweiter Sohn, Robert, geboren wurde. Aber manchmal, wenn Vater und ich mit Walter und seinen Buben über die Felder von *Meine Neunzig Morgen* gingen, war ich nicht sicher, ob sie nicht irgendwie dabei war, ob sie nicht die Schönheit und den Reichtum um uns herum ebenso genoss wie Walter selbst. „Nellie wollte Weideland aus diesem Feld machen, aber das konnten wir uns nicht leisten, wir brauchten Hackfrüchte“, sagte Walter dann. Oder: „Seltsam, wieviel eine Frau von der Landwirtschaft verstehen kann. Also, Nellie hat immer gesagt...“ Manchmal, wenn wir zum Haus zurückkamen, glaubte ich beinahe, daß Nellie dort mit einem guten Abendrot auf uns warten würde — Nellie, die schon tot war, als ich geboren wurde.

Walter heiratete niemals wieder, obwohl eine Menge Witwen und alte Jungfern hinter ihm her waren. Er verließ *Meine Neunzig Morgen* niemals, außer wenn er zur Stadt fuhr oder am Sonntag mit den Buben, John und Robert, in die Kirche ging.

Mit den beiden Jungen hin ich oft fischen und schwimmen gegangen, und ich kannte sie gut. Aber ich wanderte fort von der Grafschaft, als ich siebzehn war, und ich kam fünfundsiebenzig Jahre nicht wieder. Der Krieg brach aus, und John fiel bei St. Mihiel. Robert kam vom Krieg heim, aber er blieb nicht auf der Farm. Er war immer ehrgeizig gewesen: er wurde Direktor eines großen Unternehmens und verdiente Millionen. Jahrelang versuchte er, seinen Vater zur Aufgabe der Farm zu überreden. Er sollte in die Stadt ziehen oder nach Florida. Aber Walter wollte nicht.

In den ersten Wochen nach meiner Rückkehr dachte ich nicht an Walter Oakes. Dann sprach jemand einmal von *Meine Neunzig Morgen*.

„Lebt Walter Oakes noch immer?“ fragte ich.

„Ob er noch lebt!“ kam die Antwort, „das will ich meinen. Er ist der lebendigste alte Mann in der Grafschaft. Du solltest seine Farm sehen. Er hat Ernten wie andere Leute mit fünfmal soviel Land.“

Ein spätkornes Sommerwunderthier ist über den Hügel, um Meins Sommer Morgen zu streichen. Als ich den letzten Abhang über der Farn hochschreit, dachte ich: „Das ist der schönste Hof in ganz Syon!“

Es war Sonn, die Dörre letzte Kühe stand kühn auf in dem Luginen und kühnte mich. Der Mann stand hüflich, kräftig und grün, der Hals dick und schwarz, und der Wams wurde schon gelblich.

Als ich vom Bach hinunterkam, sah ich den alten Walter mit zwei Schülern den Hockenweg entlanggehen. Ich blieb einen Moment stehen, um ihn zu hochschreiten. Der alte Mann ging immer ein kleines Stück, wenn er still, lag die Hände zusammen und spähte in das Gitter von hundert und hundert. Einmal ließ er sich auf die Knie nieder und verschwand für längere Zeit gänzlich.

Endlich wachte das Gebell der Hunde, die mich entdeckt hatten, seine Aufmerksamkeits. Er stand still und hochschritt mit der Hand seine schmalen Lippen.

„Ich weiß“, sagte er und hielt mir seine Hand entgegen, „du bist der Junge vom Charles Brumfield.“

Ich erzählte ihm, daß ich herübergekommen sei, um ihn zu begrüßen; er fragte mich: „Und dein Vater, wie geht es ihm?“

Ich sagte ihm, daß mein Vater gestorben war. „Tut mir leid“, sagte er, ganz gleichgültig, als ob der Tod keinerlei Bedeutung hätte, „ich hatte nicht davon gehört. Ich komme nicht viel herum.“ Dann schien es plötzlich klar zu werden, daß ich ihn hochschritt haben wollte, als er im Hockenweg herumkam. Mir war brennend, als ob er sagte: „Ich würde es alles Meins Neunzig Morgen“, sagte er. „Nellie hat immer gesagt, du kannst nicht von der Farm lernen, als die Farm von dir, du mußt nur die Augen offen halten.“ Nellie war meine Frau.

„Ich erinnere mich.“

Dann sagte er: „Komm, ich zeig dir etwas.“

Ich folgte ihm den Hockenweg entlang, bis er niederkniete und das Gesicht ausmündete. „Schau“, sagte er, und seine Stimme schwebte sich plötzlich, „sehen die kleinen Teufel an.“

Ich konnte nichts erkennen außer trockenen braunen Blättern und ein paar matten Farnwedeln. Der alte Walter lachte in sich hinein. „Komm, es nicht sehen, war“ die sehen dem Loch im Baumstumpf.

Die sehen, die kleinen Kerne, im Nest, keine von ihnen größer als eine von Walters dicke Daunenenden — neben kleine Wachtele. Die sehen kein Farnkraut.

Der alte Walter stand auf. „Wie haben sie mich angelacht, als ich die Hocke im Hockenweg so hoch wachsen ließ.“ Er lachte wieder. „Im letzten Jahr hat Henry Talbot zehn Morgen Mais gesehen, alles vom Maiskifer aufgefressen. In seinem Hockenweg kann kein Mensch mehr unterkommen. Er denkt, das gehört zur guten Landwirtschaft.“ Er strahlte. „Wenn der Maiskifer daherkommt und meinen Mais aufessen will, dann werden diese kleinen Kerle sich seiner annehmen.“

Wir gingen jetzt zum Haus hinüber. „Es war Nellies Idee, die Hockeime so hoch wachsen zu lassen. Zuerst wollte ich nicht auf sie hören. Aber ich habe es immer wieder gemerkt, wie viel sie von der Landwirtschaft verstand.“

Am Haus sagte der alte Walter: „Komm herein und trink ein Glas Buttermilch mit mir. Im Wohnzimmer ist es kühler.“ Die Buttermilch war so gut, wie ich sie dreißig Jahre lang nicht gekostet hatte — sahnig, rühlig, mit kleinen Butterflöckchen darin.

„Lebst du hier allein?“ fragte ich.

„Ja.“

Ich setzte zu einem Satz an und hielt dann meinen Mund, aber der alte Walter erriet, was ich fragen wollte. „Nein, Es ist nicht einam, Nellie hat immer gesagt, sie versteht die Frauen nicht, die sich beklagen, es sei einam auf einer Farm. Nellie sagte, es gäbe doch Kühe und Pferde und Hunde und Lämmer und Schweine, und deren Gesellschaft sei noch immer so gut wie das Weibervolk, das es daherziet.“

Danach ging ich jeden Sonntagnachmittag hinüber nach Meins Neunzig Morgen, denn ich fand, daß der alte Walter gesünder über Boden, Anbau und Vieh Bescheid wußte als irgendein Mann, den ich gekannt habe. Wir waren nicht immer allein auf diesen Sonntagsmärgen, weil Nachbarn und selbst Bauern von weither manches Mal herüberkamen, um Walters Farm zu sehen und ihn darüber reden zu hören. Wenn er über dieses oder jenes Feld sprach und über das, was er von jedem gelernt hatte, kam eine Art Feuer in die blauen Augen.

Eines Tages kam Robert, um seinen jährlichen Besuch zu machen. Er kam zu uns herüber und sprach mit mir. Er wollte dem alten Mann überreden, sich von der Arbeit zurückzuziehen, und ich sollte ihm dabei helfen. „Er ist jetzt fünfundsiebzig, und ich habe Angst, es passiert ihm einmal etwas, wenn er so allein im Haus oder Stall ist. Aber er ist eigensinnig wie ein Maultier und will's nicht aufgeben. Heut morgen ist er mit dem Tageslicht aufgestanden, und um sieben Uhr war er dabei, den Mais auf dem untersten Feld abzuräumen.“

MEINE NEUNZIG MORGEN
„MEINE NEUNZIG MORGEN“

Wir saßen auf der Veranda, von der man das Tal überblickt, und schwiegen beide für eine Weile. Auf der unteren Weide zog das Guernseyvieh langsam über das Blaue Gras, dahinter dehnten sich die Felder, auf denen der grüne Winterweizen aus dem Boden schoß. „Wirklich, Bob“, sagte ich, „ich glaube nicht, daß wir etwas unternehmen sollten. Er ist glücklich, er ist zäh wie Leder, und er liebt diese Erde wie eine Frau.“ Dann fügte ich noch zögernd hinzu: „Außerdem ist Nellie immer da und wacht über ihn.“

Ein überraschter Blick kam in die Augen des Sohnes. „Fühlst du das auch?“

„Nellie ist überall auf *Meine Neunzig Morgen*“, sagte ich, „jetzt ist sie dort unten und hilft ihm, den Mais abzhüllen.“

„Es ist wie verhext“, sagte Robert, „manchmal denke ich, der alte Herr bringt Nellie und *Meine Neunzig Morgen* durcheinander.“

Wir kamen überein, daß man nichts tun konnte. Ich versprach, ich würde den alten Walter im Auge behalten. Und zwei Jahre lang ging ich, oder jemand vom Hof, täglich hinüber.

Eines Sonntagnachmittags anfangs September ging ich mit ihm durch eines seiner Maisfelder. Es war herrlicher Mais, und als wir an das Ende eines langen Rains kamen, hielt er vor einem mächtigen einzelnen Schaft, der zwei große, beinahe ausgereifte, und einen kleineren Kolben trug. Der alte Walter betrachtete ihn mit einem leuchtenden Blick.

„Schau den an“, sagte er, „ist er nicht wundervoll? Das ist eine von den Kreuzungen.“ Seine Hand fuhr über den Schaft, die Blätter und den Kolben. „Ich wünschte, Nellie könnte diesen gekreuzten Mais sehen. Sie würde es kaum glauben.“

Ich sah die große, abgearbeitete Hand auf dem Maischaft ruhen, und ich verstand plötzlich die ganze Geschichte von Walter und Nellie und *Meine Neunzig Morgen*. Die raube Hand, die den Maiskolben streichelte, war die Hand eines Liebenden. Es war die Hand, die eine Frau geliebt hatte, und diese Frau war geliebt worden wie wenige vor ihr, so tief und zärtlich, daß niemals eine andere ihren Platz einnehmen konnte. Ich wußte jetzt, was Robert mit seiner Bemerkung, der Vater brächte Nellie und *Meine Neunzig Morgen* durcheinander, gemeint hatte.

Es passierte dann eines Tages, ich ging am Nachmittag hinüber, und als ich Walter und die Hunde nirgendwo finden konnte, ging ich zum Haus zurück. Ich hörte es krähen und winseln vom Schlafzimmer im Erdgeschoß her, und als ich die Tür öffnete, kam einer der Schäferhunde zu mir. Der andere lag auf dem Knüppteppich neben dem Bett,

„MEINE NEUNZIG MORGEN“

den Kopf zwischen den Pfoten. Auf dem Bett lag der alte Walter. Er war, während er schlief, ganz ruhig gestorben.

Walter wurde neben Nellie im Kirchhof des Tals begraben.

Robert hat *Meine Neunzig Morgen* nicht verkauft. Ich übernahm die Verwaltung für ihn, und einer unserer Leute zog hinüber. Aber die Farm wird nie wieder so bewirtschaftet werden wie unter der Hand des alten Walter. Niemand wird mehr für diese Farm arbeiten wie für die eine, einzige Frau, die er je geliebt hat.

Alfred Polgar

BOTANIK UND ZOOLOGIE

Aus der Sammlung „Geschichten ohne Moral“

Maulbeerbaum

Ob es heute noch Maulbeerbäume im Prater gibt, weiß ich nicht. Zu meiner Zeit gab es welche, in den Alleen, die von der Budenstraße abzweigten und in die Prarie führten, zu den Dschungeln und Indianerquartieren, wo wir „Räuber und Gendarm“ spielten und „Nationen“.

Die Maulbeeren waren Staatseigentum, und den Kindern war es verboten, sie zu pflücken. Gekaufte Maulbeeren aber, auf dem Teller gar, sind ein ganz poesieloses Obst. Man muß sie unter Herzklopfen, nach scharfem Spähen, ob kein Wächter in Schweite, vom Baume schütteln: dann duften sie wie Urwald und schmecken wie Tropensonne und exotisches Abenteuer.

Der Maulbeerbaum gehörte zu den Bäumen, die, von Knabenphantasie gesegnet, in den Himmel wachsen.

Ich glaube nicht, daß es noch Maulbeerbäume im Prater gibt. Und Knaben, die sich auf den Kriegspfad begeben, um Maulbeeren zu ergattern.

Spielen die Lausbuben noch „Räuber“?

„Nationen“ spielen sie noch, leider!

Kastanie

Der Kastanienbaum heißt lateinisch: *Aesculus Hippocastanum*; gemeinlich: die Roßkastanie.

Seine Früchte sehen aus wie Mahagonimöbel-Extrakt. Wenn der Kastanienbaum nicht so gewöhnlich wäre, würd' er über alle Maßen ungewöhnlich sein. Alljährlich geht es mit ihm wie mit einer Melodie, die zu populär wird: von Originalität zur Vulgarität, unaufhaltsam! Wenn seine geöffnete Blätterhand die ersten Blütenbäumchen reicht, möchte das dankbare Herz vor Entzücken lobsingen. Und ein paar Monate später merken wir den gehäuften Zauber gar nicht mehr.

Im Mai blüht *Aesculus Hippocastanum*. Im August die Roßkastanie.

Flieder

Der Flieder wächst hinter Gittern oder inmitten von Wiesen, die nicht betreten werden dürfen, obschon der Flieder ein gemeiner Strauch ist, aus der gar nicht vornehmen Familie der Oleazeen. Er heißt mit

Ansätze zur Bildung neuer Klassen um diese verschiedenen Einkommensgruppen herum sind nicht zu erkennen. Natürlich gibt es, entsprechend den verschiedenen Arten von Arbeitskräften, breite Schichten: Strohkrugarbeiter, landwirtschaftliche, handwerkliche, ungelehrte, geistige und revolutionäre Arbeiter; letztere könnte man meines Erachtens berufsmäßige Kommunisten nennen. Aber diese Klassen sind nicht durch scharfe Unterschiede des Einkommens voneinander getrennt, wie sie sonst allgemein üblich sind; ein einzelner, etwa ein stakhanowistischer Vorarbeiter, verdient vielleicht mehr als der Betriebsführer in seiner Fabrik.

Gewisse Seiten des Lebens im heutigen Rußland weisen, so wird behauptet, antisozialistische Züge auf und sollen also darauf hindeuten, daß der Kreml vom Sozialismus abrückt. Nach meiner Meinung deuten sie auf etwas ganz anderes hin. Auf Grund meines langen Aufenthaltes in der Sowjetunion weiß ich, daß Rußland ein sozialistisches, und zwar ein in steigendem Maße sozialistisches Land ist. Der Sozialismus liegt hier sozusagen in der Luft und offenbart sich in tausend Einzelheiten.

Für gewisse antisozialistische Vorgänge gibt es überhaupt nur eine Erklärung, nämlich Schlampererei. Ebenso wie bei uns bestand auch in Rußland von jeher eine Neigung zur Schlampererei, und die Revolution hat hier noch keinen rechten Wandel geschaffen. Aber das Ergebnis ist im ganzen gewaltig, genau wie die Kosten... Man stelle sich zum Beispiel vor, daß die Bauern und ungelerten Arbeiter, wie sie Tschichow und Turgenjew beschreiben, plötzlich auf eine Maschinenhalle losgelassen werden. Oder man betrachte das Problem der „Eingänge“ im Politbüro, in dessen unergründlichen Tiefen alle Fäden zusammenlaufen, welche die Organisation der gesamten Union verknüpfen. Dann ziehe man die Möglichkeiten von Schlampererei und Durcheinander in Betracht, allgemein menschlicher Schlampererei, ganz zu schweigen von der russischen Spielart — und man steht einfach fassungslos, nicht vor den merkwürdigen und schwer zu erklärenden Dingen, die sich im heutigen Rußland ereignen, sondern vor dem Wunder, daß dieses Land am Leben geblieben ist.

25

Recht *vulgaris*, *Syringa vulg.* Trotzdem duftet er bezaubernd. Er riecht lila, auch wenn er weiß blüht.

Meistens wird er erst blühen oder ist schon verblüht.

Wehender Flieder.

Lebst du noch nicht? Starbst du schon wieder?

So geht es überhaupt zu in jeglichem Garten. Vergangenheit und Zukunft schneiden einander: die Gegenwart ist nichts, ein mathematischer Punkt. Am Gestern schließt gleich ein Morgen... Das Heute, scheinbar das einzig Wirkliche, ist das eigentliche Metaphysikum. Nichts ist, was nicht Erwartung ist oder Erinnerung.

Und nur zwischen beiden doch blüht die Syringel

Das Kalb

Aus dem Gepäckwagen der kleinen Bahn laden sie für den Ortswirt an jedem Tag ein geschlachtetes Kalb aus. Da liegt es, die großen Kalbsaugen weit offen, auf der Erde und harret seiner gepäckamtlichen Erledigung.

Warum darfst' es nicht aufwachsen zum Ochsen oder zur junoäugigen Kuh? Rastend läge es jetzt im sonnendurchwärmten Graskissen, den schweren Leib hingebreitet auf harmonisch geknickte Beine, und verdaut, was es gekaut, und kaut, was es verdaut. Schmetterlinge, wahr-scheinlich, umspielten es.

Jetzt, wie es daliegt, hingemordet in der Kalbsphase seines Erden-hüpfens, unschweben es Visionen von Gebackenem und Gebratenem.

Wenn es mich nicht widerte, würde ich hingehen und dem Bruder Kalb die offenen Augen zudrücken. Aber es widert mich.

So drücke ich meine Augen zu. Das ist auch eine Methode, über den Jammer der Kreatur hinwegzukommen.

Der Mensch ist gut, aber das Kalb ist schmackhaft.

Die Bremse

Die Bremse hat einen Stachel (oder ist es ein spitzer Rüssel?), den sie gern in die Haut warmblütiger Tiere bohrt. Wo sie hingestochen hat, dort schwillt eine weißliche, rot geränderte Blase auf, die heftig juckt. An Schladlosigkeit Leidende wissen diese Schwellungen zu schätzen, denn sie des Nachts zu kratzen, ist ein wohliger irritierender Zeitvertreib.

Zur großen Plage in der heißen Jahreszeit wird das Bremsenvolk für Pferde. Der Mensch stützt den Pferdchen aus buchwürdigen ästhetischen Gründen die Schweite, und der verstümmelte Wedel hat einen zu kurzen Aktionsradius, als daß er überall hintreffen könnte, wo die Bremse sitzt und sticht und saugt. Mitleidig steigt der Kutscher ab, schlägt dem Roß mit flacher Hand auf Bauch, Lenden, Rücken. Seine Finger tröpfen dann von Pferdeblut aus zerquetschten Bremsenleibern.

Die Menschen haben es leichter, sich der Bremsen zu erwehren. Ihre Hände an den langen, beschwingten Affenarmen treffen jeden Punkt des eigenen Körpers, nach dem sie zielen.

Schwimmern freilich macht die Bremse trotzdem arge Beschwerden. Gerade hier aber ist sie zu entschuldigen. Sie hat sich zu weit über'n See hinausgewagt . . . wohl anders nun, um nicht zu ersaufen, sollte sie sich setzen, als auf die bewegliche Menschenfleischinsel?

Es ist nicht Liebe, es ist Angst vorm Verlorensein im hoffnungslosen Ringsum, die die qualvollsten Anhänglichkeiten bewirkt.

Das Gürteltier

gehört zur Gruppe jener Tiere, die man sich nur in der Menagerie und nicht frei in der freien Natur denken kann. Es sieht aus wie in einem zoologischen Treibhaus gezogen, unwahrscheinlich und künstlich. Es hat Schweinsohren, kurze Füße und auf dem Rücken einen Panzer aus Knochenplatten. Die Naturgeschichte schreibt diesem Lebewesen ins Zeugnis: „Langsam, träge, harmlos und stumpfsinnig.“ Da die Gürteltiere, wie gesagt, harmlos sind, hat man lange nachdenken müssen, bis man einen halbwegs reputierlichen Grund, sie zu jagen und zu töten, gefunden hat. Endlich ist man darauf gekommen, daß sie durch ihre unterirdischen Höhlenbauten die Wege für Reiter unsicher machen!

Oh, das Vieh lebt nicht, das den Mörder Mensch in Verlegenheit bringen könnte!

Der Fuchs

Im Zoo entpuppte sich bei näherem Hinsehen als zwei Füchse. Den einen sah man kaum, so dicht war er zugedeckt vom anderen. „Schau, ein Fuchs“, sprach die Mama. „Zwei“, erwiderte das aufgeweckte Kind. Infolgedessen sagte die Mama: „Rasch, komm zum Dromedar!“ Beim

Dromedar

sind solche Überraschungen (daß man eines übersehen könnte) weniger zu befürchten. Die Mama sagte „Dromedar“, aber Dromedar heißt das einhöckrige Kamel. Das zweihöckrige, zu dem sie ihr Kindchen führte, heißt Trampeltier, der Dienstbote der Wüste.

Das Trampeltier ist ein trauriges Tier. Auf Anruf reagiert es nicht, zu faul, mit dem Kopf zu schütteln, wedelt es nur mit dem quastigen Schweif ein fades „Nein“. Es ist ein Tier für Christian Morgenstern. Er hätte dem Kamel vielleicht ein Nadelöhr hingehalten und es so näher zu sich herangelockt.

Überhaupt Christian Morgenstern! Auf Schritt und Tritt mußt du in der Menagerie seiner gedenken. Er hat das Lachen der nie lachenden Geschöpfe belauscht. Er hat das Übertier im Tier entdeckt und die Wissenschaft der Biokomik begründet.

Mit Genehmigung des Verlags Oprecht, Zürich-New York

Deutschlands Chance

*Aus einem Brief unseres altbewährten Freundes und Kampfgefährten
Werner Zimmermann, Ringgenberg (Bern)*

... Zu den schwer geprüften Völkern gehört heute das deutsche in besonderem Maße: seelisch-geistig sowohl als körperlich und in den tausend Sorgen und Entbehrungen des Alltags.

Sicher ist die Not in vielen anderen Ländern auch riesengroß. Doch in Deutschland ist innerlich, an hohen Zielen und Vorstellungen, an Hoffnungen und geistigen Antrieben mehr zusammengebrochen als anderswo. Die leuchtenden Sterne sind erloschen. Es fehlen Ziel und Richtung, Mut und Vertrauen. Die Zukunft liegt unsicher in düsterem Dunkel. Da lasten Kälte und Hunger umso schwerer und sinnloser. Da ist die Not am größten.

Was ein Mensch, was ein Volk sät, das werden sie ernten. Wer Liebe sät, wird Güte ernten. Wer Wind sät, wird Sturm, wird Vernichtung ernten. Früheres Denken, Handeln und Unterlassen ist Ursache unseres heutigen Schicksals. Heutiges Denken, Handeln und Unterlassen ist Ursache unseres künftigen Schicksals. Doch oft mahlen Gottes Mühlen langsam. Ewigkeit braucht nicht zu hasten.

Die Schicksalsernte will uns klar machen, ob wir früher richtig gesät haben. In schwerem Schicksal, in Not lernen wir unser verkehrtes Denken, unsere Fehler und Mängel leichter erkennen; allerdings nur dann, wenn wir die Ursachen der Not in uns selber suchen. Dort können wir sie finden und überwinden, indem wir uns wandeln.

Soll die Ursache der Not, die Schuld nur in uns selber liegen? Im einzelnen Menschen und im einzelnen Volke? Dies trifft sicher nicht zu. Schuld ist überall auf Erden, oder doch nahezu überall. Doch für jedes Wesen ist die Hauptsache, eigene Schuld, eigene Unzulänglichkeit zu erkennen! Uns selber haben wir vor allem zu erkennen und zu wandeln, mehr als die anderen! Auch die anderen werden ihrer eigenen Ernte nicht entgehen! Kümmern wir uns um unser Versagen und um unsere heutige Saat!

Wir können am schweren Schicksal zwei Dinge betrachten: entweder das augenblickliche Leiden oder den inneren Gewinn durch seine Meisterung. Das Leiden geht vorüber, es ist vergänglich. Die innere Reifung und Wandlung, wie eine verstehende Bejahung sie sicher bringt, sie bleibt, sie ist wirklich, ewig. Der erkennende und mutige Mensch sieht im Geschehen das, was werden kann und werden will, weniger die zugehörigen Mühseligkeiten, die als Stufe zu dienen haben. In diesem Sinne müssen die besten Köpfe und Herzen überall, auch in Deutschland, Erkenntnis und Mut gewinnen und verbreiten. Dann werden sie gewaltige Möglichkeiten erfassen und beginnen, sie tatenfroh zu verwirklichen. Auf einige wichtige Gebiete sei nun hingewiesen.

Will Neues geschaffen werden, so muß oft altes Bestehendes zuerst fortgeräumt werden. Diese mühselige Vorarbeit mit ihren tausend Widerständen ist in Deutschland durch das Ende des Kriegsgeschehens weitgehend besorgt

worden. Weiter Raum ist frei und ruft nach neuen Schöpfungen. Hier liegen die großen Möglichkeiten.

Deutschland ist heute unvorstellbar arm, sein früheres wirtschaftliches und soziales Gefüge zertrümmert. Es benötigt dringlich die Arbeit Aller. Schmarotzerei reicher Genießer auf Kosten aller Schaffenden kann es sich im eigenen Volke nicht mehr leisten. Dies erzwingt oder begünstigt eine neue soziale Ordnung, die dem ganzen Volke zum Segen werden kann. Arbeit als tragende Grundlage und Geld nur als ihr getreuer Diener, als williges Tauschmittel! Ein Volk der Schaffenden mit starker Eindämmung sozialer Schmarotzerei! Die Not und die Forderungen anderer Mächte drängen auf diesen Weg! Im Schaffen aber liegen Glück und innerer Aufstieg! Auch dann, wenn vorerst viele Überschüsse nach außen abgeliefert werden müssen, für Wiedergutmachung von viel Raub und Zerstörung.

Aufteilung großen Grundbesitzes kann für die Gesamtheit und sogar für die einzelnen früheren herrschaftlichen Besitzer von größtem Segen sein. Nutzung des Bodens, seiner Ackererde und seiner Schätze, durch schaffende verantwortliche Menschen! Ihnen der Ertrag ihrer Arbeit! Ihnen und dem Ganzen des Volkes zu seinem Wohle!

Die Großstädte sind zerstört. Dies ermöglicht neue Planung und Gestaltung. Aufgelockerte Siedlung, durchsetzt mit Gärten und Nutzpflanzen! Ein neues Bodenrecht kann das Volkswohl gegenüber eigensüchtigen Interessen und Launen einzelner Besitzer besser schützen. Zuerst die Arbeit, die Kinder, die Mütter und Frauen, das Volk! Zuerst das Notwendige, das Not-Wendende!

Fruchtbare Ackerbaugebiete sind verloren gegangen und Millionen Flüchtlinge und Heimkehrer müssen auf kleinerer Fläche miternährt werden. Dazu die stark verringerte Einfuhr. Gibt es da eine vernünftige Lösung? Es gibt sie! Sie liegt in einer völligen Umstellung. Und diese kann dem ganzen Volke unvorstellbar großen Segen bringen helfen, Gesundung in vielen Lebensbereichen! Was ist zu tun? Biologischer Garten- und Landbau schafft viel reichere Ernten auf gleicher Bodenfläche. Die Ernährung wird immer mehr pflanzlich! Düngung der Äcker durch Kompost, Schlamm, gemahlenes Gestein statt Kunstdünger! Naturkraft statt Kulturgifte! Gesundung der Ackererde, der Pflanzen, der Menschen! Mehr blühende, fruchtende Gärten und weniger dumpfe Ställe und leiderfüllte Schlachthöfe.

Manche Großindustrien sind zerstört und werden auf lange Sicht nicht mehr gestattet. Lösung: einfacheres Leben, Abbau vieler Verweichlichungen und Bequemlichkeiten und vieler Genußgifte. Handwerk, bodenständige Kunst, Naturverbundenheit! Ärmer an Tand und Prunk und Hast und törichter Mode, reicher an Seele und innerem Glück!

Heer und Aufrüstung sind nicht mehr. Dies braucht durchaus kein Unglück zu sein. Sie waren Werkzeuge des Machtrausches, der Vergötzung des Großstaates, und sie führten zum heutigen Niedergang und Zerfall. Deutschland war innerlich groß zu Zeiten äußerlicher Schwäche, da es kein großdeutsches Reich gab. Bach, Beethoven, Schiller, Goethe: sie lebten und wirkten in kleinen deutschen Landen und bewegten die Welt. So ist nun der Weg wieder

Bill Davidson
KOBOLDE IM GARTEN

„Collier's“

Man weiß, daß Hormone die seltsamsten Symptome im Menschen hervorrufen können, aber niemand konnte sich in seinen kühnsten Träumen eine Vorstellung von dem irren Chaos machen, in das wir hineintaumelten, als der Krieg die Erforschung des Geheimnisses der Pflanzenhormone beschleunigte.

Seit 1939 haben ein paar Hormontropfen folgendes verursacht: Rosenbüsche entwickelten Blüten, die wie Margueriten aussahen; Tomatenpflanzen krümmten sich über Nacht zu lebenden Korkenziehern und anderen phantastischen Formen. Eine Passionsblume verwandelte sich in vier Stunden in etwas, das wie eine winzige Gurke aussah. Bohnenpflanzen brachten keine Bohnen, sondern Gras hervor. Eine Eiche produzierte etwas Palmwedelartiges. Tomaten trugen Früchte, die wie lange rote Bananen aussahen. Büsche blühten plötzlich, die eigentlich nur Blätter hätten haben sollen. Pflanzen wurden geschlechtstoll, und Wurzeln sprossen aus Blättern, Früchten, Rinden und Zweigen.

Dann lernten unsere Wissenschaftler diese wilden Orgien kontrollieren, und heute kann man tatsächlich in eine Samenhandlung gehen und Flaschen mit farbloser Flüssigkeit kaufen, die im Garten oder auf der Farm Wunder wirkt.

Ein Mann in Kalifornien legte jeden Pfennig, den er besaß, in Stechpalmen für Weihnachten an. Es wurde Dezember, und Tag um Tag verging, ohne daß sich Beeren entwickeln wollten. Schließlich schrieb der Mann völlig verzweifelt an Doktor Percy W. Zimmermann, einen der führenden Forscher auf dem Gebiete der Pflanzenhormone.

Zimmermann empfahl ein im Handel befindliches Produkt, das in seinen Laboratorien hergestellt worden war. Der Mann bespritzte seine Stechpalmen damit, und eine Woche vor Weihnachten waren an allen Bäumen die herrlichsten Beeren. Die Hormone hatten die Existenz des Mannes gerettet.

Ein andermal erhielt Dr. Zimmermann einen Hilferuf von einem Kaffeeplanter in Puerto Rico. Der durch den Krieg hervorgerufene Arbeitermangel machte es dem Planter unmöglich, die Bohnen pflücken zu lassen, die immer nur ein paar auf einmal reifen und mühselig zwischen den unreifen herausgeklaut werden müssen. Dr. Zimmermann schickte ihm ein Hormonpräparat. Der Kaffeeplanter war zwar

skeptisch, benutzte es aber doch. Kurze Zeit darauf fielen alle reifen Kaffeebohnen ab und die unreifen blieben hängen.

Es gibt ein Hormonspritzmittel, das das Anpflanzen tropischer Chinapflanzen auch in diesem Land ermöglicht. Tatsächlich erhöht dieses Hormon die Menge des stark benötigten Antimelariamittels jeder einzelnen Pflanze. Ein anderes Hormon verhindert das Abfallen der Nadeln an Weihnachtsbäumen. Ein drittes, wenn auf Kartoffeln gespritzt, gestattet beinahe unbegrenzte Einlagerung, ohne daß die Gefahr des Schrumpfens oder des Keimens besteht.

Ein anderes, auf einem Weizenfeld angewandt, tötet alles Unkraut aus und läßt den Weizen unberührt. Ein Hormon, das in der Universität von Cornell vervollkommen wurde, verdoppelt beinahe die Gummiproduktion des Löwentzahn. Die Russen experimentieren hiermit.

Wenn man damit die Blüten von Tomaten-, Gurken-, Kürbis- und Eierpflanzen bestäubt, wird jede Blüte sofort beginnen, sich in eine große süße, feste Frucht ohne Kerne zu verwandeln. Von einer in Wasser löslichen Phenoxylösung, die jetzt im Handel erhältlich ist, hätte ein Jules Verne träumen können. Dasselbe Mittel wird, wenn man es auf Wiesen sprengt, fast alles Unkraut töten, aber das Gras selbst ungeschoren lassen.

Dieses Hormon wurde auf ungewöhnliche Art und Weise gefunden. Die Biochemiker des Boyce-Thompson-Instituts für Pflanzenforschung in Yonkers, N.Y., hatten bereits eine Zeitlang mit gewissen Chemikalien experimentiert. Eines Tages erschien Robert Geary, der wissenschaftliche Berater einer der größten Samenbehandlungen des Landes. Die Unterhaltung wandte sich dem neuen Mittel zu, das kernlose Tomaten hervorbrachte.

„Wer will denn kernlose Tomaten haben?“ gähnte Geary. „Ich mag Kerne gern.“

„Ja“, sagte der junge Doktor Albert Hitchcock, „aber durch dieses Hormon wird aus jeder einzelnen Blüte eine Tomate, außerdem reifen sie vier bis fünf Tage schneller, so daß die Pflanze jedes Jahr Zeit hat, eine zweite Ernte hervorzubringen.“

Jetzt sprang Geary, der selbst auf Long Island eine Farm auf kommerzieller Basis betreibt, von seinem Stuhl hoch. „Wie heißt das Zeug?“ schrie er. In einem Monat hatte seine Gesellschaft das Produkt auf dem Markt.

Die Sage von Bienen und Blumen

Dieses Hormon bringt auf einfache Weise kernlose Früchte und Gemüse hervor. Gewöhnlich werden Blüten zu Früchten, wenn eine weibliche Blüte von einem Insekt befruchtet wird, das sich gerade auf einer männlichen Blüte herumgetrieben hat. Die andere stirbt unfruchtbar. Dieses Hormon, das mit allen Blüten in Berührung kommt, befruchtet 100 v. H. Die entstehenden Früchte sind kernlos.

da kein männlicher Samen bei der Befruchtung involviert war. Das erklärt das Fehlen von Kernen. In einem Gemüse wie dem Kürbis oder der Pfefferschote, in denen mehr als die Hälfte des Inneren aus Kernen besteht, macht das auf diese Weise zusätzlich entstandene Fruchtfleisch schon einen Unterschied.

„Die Wassermelone“, sagt Dr. Hitchcock bedauernd, „wird von dem Hormon nicht beeinflusst.“

Als Unkrautvertilger wirkt das Hormon ebenso einfach. Die Hormone des Unkrauts, wie Löwentzahn, Vogelweide und andere sind alle in der Chemikalie enthalten, die Hormone des Grasses hingegen nicht. Sobald das Präparat auf den Rasen gespritzt ist, wird das Unkraut ungeheuerlich überreizt und fängt an, überall Wurzeln zu treiben. Vollkommen erschöpft von dieser Orgie, stirbt es bald; das Gras jedoch gedeiht inzwischen weiter.

Eisenbahnen werden dieses Hormonspritzmittel benutzen, um auf einfache Weise das zwischen den Gleisen wachsende Unkraut auszurotten. Farmer können es auf Wiesen, Obstplantagen und in Baumgärten anwenden. Heimgärtner können es auf Rosenbüschen im großen anwenden. Heimgärtner können es auf Rosenbüschen benutzen und im Garten, wo keine Pflanze hormon-empfindlich ist. Eine Bohnenpflanze, die einen Hauch davon abbekommt, tötet die tollsten Pissen. Sie wird sich gräßlich nach einer Seite krümmen, wie der Bocklige von Notre-Dame. Sie wird einen boshaften Ausdruck zeigen und all ihre Blüten verlieren. Ihre Blätter werden zu dünnen, schwitzenden Fangarmen werden, und schmutzig aussätziges Wachstum wird überall an ihr hervorwuchern.

Das zweite der völlig entwickelten Hormonpräparate (Indolebutyric acid) wirkt wie eine Art Schockbehandlung oder Bluttransfusion auf sterbende Pflanzen. Indem man die Pflanze ungeheuer überreizt, bewirkt man einfach, daß sie neue Wurzeln und Zellen bildet. Ein Zweig oder eine abgeschnittene Blume, die man in das Pulver oder in die Lösung dieses Hormons taucht, wird in 24 Stunden Wurzeln schlagen.

Zu Anfang des Krieges rettete dieses Hormon eine ganze Ernte lebensnotwendigen Gummis. Die *Cryptostegia-Scudens* aus Puerto Rico vertrugen die Seereise nicht und begannen kurz nach der Verpflanzung zu sterben. Eine Wagenladung von dem Hormon wurde in Eile von New York nach Florida geschickt. Die *Cryptostegia* sah wie sterbendes Unkraut aus, und die Landwirtschaftskommission der Gegend hatte ihnen bereits das Todesurteil gesprochen. Das Hormon wurde den Pflanzen sorgfältig zugeführt, und im Laufe von drei Tagen hatten sich beinahe alle Büsche erholt.

Das dritte der im Handel befindlichen Hormonprodukte (Alphanaphthylacetic acid) bewirkt die absonderlichsten Dinge an Obstbäumen. Wenn es vor der Erntezeit auf Apfelbäume gespritzt wird, fallen die Äpfel nicht ab. Dies geschieht dadurch, daß man das Wachstum von Zellen nahe vom Stamm stimuliert, so daß der Apfel ganz fest am Ast hängt.

Dasselbe Hormon, im August gespritzt, verhindert die Bäume am frühen Knospen, so daß sie nicht der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt sind. Auf dieselbe Art kann man tropische Früchte wie Avocados und Mangos ziemlich weit nördlich anbauen, indem man ihre Knospen bis in die warmen Sommertage hinauszögert. Man versetzt die Bäume in Winterschlaf, bis das Wetter günstig ist. Was hier vor sich geht, weiß niemand. Alphanaphthylacetat ist das Hormon, dessen Wirkung sich am allerwenigsten vorausbestimmen läßt.

Tatsächlich sind dies keine wirklichen Hormone, sondern chemische Ersatzmittel, die eine ähnliche Zusammensetzung haben und dieselbe Wirkung erzeugen.

Der erste, der mit diesen Substanzen arbeitete, war ein dänischer Wissenschaftler, Boysen-Jensen, im Jahr 1907. In den dreißiger Jahren entwickelten zwei amerikanische Ärzte, Dr. Charles L. Hammer und Dr. Paul C. Marth, die wurzelstimulierenden Hormone. Andere Hormone wurden während des Krieges durch eine Reihe glücklicher Zufälle gefunden.

Vor ein paar Jahren machte ein New Yorker Blumenhändler denselben Fehler, den schon manche Hausfrau begangen hat. Sorglos legte er einige Äpfel in den elektrischen Eisschrank zur Aufbewahrung. Im Eisschrank befanden sich Blumen, die Tausende von Dollar wert waren. Am Abend öffnete der Blumenhändler den Eisschrank, um die Äpfel nach Hause zu nehmen. Jede Blüte an den Blumen im Eisschrank war abgefallen. Die Forschung zeigte später, daß die Blumen durch das von den Äpfeln abgegebene Ethylenogas gestorben waren. Ethylene ist ein Pflanzenhormon. Dies gab einer ganzen Reihe von Wissenschaftlern neu zu denken.

Kurze Zeit darauf wurde Dr. Percy Zimmermann von seiner Frau beauftragt, die Wiese vor ihrem Haus in Yonkers zu mähen. Dr. Zimmermann ist einer der Direktoren des Boyce-Thompson-Instituts und früherer Dekan der Universität des Maryland Colleges für Landwirtschaft, aber er mäht den Rasen so ungerne wie aus irgendwer sonst. Er besah sich das Gras, nachdem er es gemäht hatte. Dabei fiel ihm ein Hormon ein, das er gerade isoliert hatte, Naphthoxyacetat, das das Wachstum mancher Pflanzen verkümmerte.

„Hm“, sagte er zu sich, stäubte das Hormon auf die Wiese und hoffte im stillen, daß der Rasen nicht wieder wachsen und so gepflegt bleiben würde, wie er im Augenblick war.

Rezept für Tomatenüberraschung

Etwas von den Hormonen geriet zufällig auf eine Tomatenpflanze im Hof. Das Gras auf der Wiese blieb gänzlich unbewußt, aber als Dr. Zimmermanns Blick zufällig auf die Tomatenpflanze fiel, sprangen ihm fast die Augen aus dem Kopf. Die Pflanze war völlig nach einer Seite verkrümmt, die Blätter waren zu langen, dünnen Korkeziehern geworden, ein nackter, fünfzehn Zentimeter langer Stamm war in die

Höhe geschossen, und oben am Ende des Stammes, wie eine Fahne an einem Fahnenmast, saß eine Blume. Das veranlaßte Dr. Zimmermann, sich mit der Erforschung kernloser Früchte und unkraut-tötender Hormone zu beschäftigen.

Heute sieht Dr. Zimmermann eine große Zukunft für die Hormone voraus, sobald nach Beendigung des Krieges die Chemikalien freigegeben werden können, die für die Massenproduktion notwendig sind.

„Hormone werden bei der Obsternte helfen“, sagte er. „Das Obst wird von selbst abfallen. Mit Hormonen können wir die Bäume all ihrer Blätter berauben, so daß die Sonne an die Früchte heran kann und das Obst größer, saftiger und schöner wird. Wenn man einen Baum hat wie den Mango, der zweimal im Jahr Frucht trägt, kann man mit einer Hormonspritzung die Reife staffeln, so daß man in jedem Monat des Jahres Früchte ernten kann.“

„Wirklich“, fügte er hinzu und sah angesetzt aus dem Fenster auf eine Tabakpflanze, die die Gestalt eines Kaktus angenommen hatte. „Kein Mensch weiß, was man zu erwarten hat. Mir persönlich jagen diese Dinge eine Heidenangst ein.“

FLEDERMAUSE UND FERNORTUNG

Wie es die Fledermäuse anstellen, im Stockdunkeln zu fliegen, ohne jemals an Gegenstände anzureißen, war bis vor kurzem ein Rätsel. Jetzt haben amerikanische Naturwissenschaftler nachgewiesen, daß es sich dabei um dasselbe Prinzip handelt wie bei der Radiolokalisierung.

Sie spannten Schnüre kreuz und quer durch einen Raum, verhängten ihn völlig und ließen Fledermäuse, die vorher geblendet worden waren, in ihm fliegen. Die Tiere stießen nirgends an. Andere dagegen, denen man die Ohren verstopft hatte, stießen in die Schnüre hinein. Es war klar, daß diese Erscheinung mit dem Gehör zusammenhing, die Schnüre allerdings gaben keinen Ton.

Daraufhin stellte man mit Hilfe eines besonders konstruierten Apparats fest, daß die Fledermäuse bei ihrem Flug tausend Töne von sich gibt, die zweimal so hoch sind wie die höchste Note, welche das menschliche Ohr wahrnehmen kann. Diese Töne werden von den Hindernissen geradlinig reflektiert wie ein Kurzwellenstrahl, den ein Flugzeug bei der Radiolokalisierung zurückwirft, und dementsprechend ändert das Tier seine Flugrichtung.